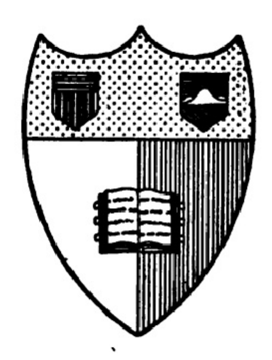


BEITRÄGE ZUR KULTURGESCHICHTE DES MITTELALTERS UND DER RENAISSANCE. HERAUSGEGEBEN VON WALTER GOETZ
BAND 15

FELIX FABRI
AUS ULM
UND SEINE STELLUNG ZUM GEISTIGEN LEBEN SEINER ZEIT

VON

DR. MAX HÄUSSLER

BG

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER · LEIPZIG · BERLIN 1914

Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance.

Herausgegeben von Professor Dr. **Walter Goetz.**

Band 1: **Das Heiligen-Leben im 10. Jahrhundert.** Von **Ludwig Zoepf.** [VI u. 250 S.] gr. 8. 1908. Geh. M. 8.—

Der Hauptteil des Buches ist der Frage gewidmet: Wie gestaltet sich bei dem Einfluß der Zeit auf das Heiligen-Leben das Verhältnis des tatsächlich bestehenden Heiligen-Typ zur Lebensbeschreibung eines Heiligen einer bestimmten Periode, in diesem Falle also des 10. Jahrhunderts? — Die übrigen sechs Kapitel des Buches versuchen das gewonnene Material für einige weitere Fragen der mittelalterlichen Geistesgeschichte zu verwerten, wobei auch Streiflichter auf die Frage der historischen Wahrheit, auf die novellenartigen Elemente und auf das Naturgefühl im Heiligen-Leben geworfen wurden.

Band 2: **Papst Leo IX. und die Simonie.** Ein Beitrag zur Untersuchung der Vorgeschichte des Investiturstreites. Von **Joh. Drehmann.** [IX u. 96 S.] gr. 8. 1908. Geh. M. 3.—

„Die sorgfältig und umsichtig geführte Untersuchung ruht auf einer gründlichen Kenntnis der Quellen und der einschlägigen Literatur und bietet in manchen einzelnen Punkten eine Weiterführung der Forschung. Die am Schluß in dankenswerter Weise zusammengefaßten ‚Ergebnisse' stellen fest, daß Leo IX. die kanonische Wahl bei Besetzung der höheren Ämter gefordert und daher die einfache Einsetzung durch den weltlichen Herrscher verworfen hat."

(Carl Mirbt in der Theologischen Literaturzeitung.)

Band 3: **Jakob von Vitry, Leben und Werke.** Von **Philipp Funk.** [VI u. 188 S.] gr. 8. 1909. Geh. M. 5.—

Der bedeutende Schriftsteller und Kirchenmann des 13. Jahrhunderts erfährt in dieser Schrift die erste zusammenfassende Behandlung. Im ersten Teil wird die Biographie kritisch festgelegt und psychologisch vertieft; im zweiten Teil werden Jakobs Schriften literargeschichtlich untersucht und auf ihren kultur- und geistesgeschichtlichen Gehalt ausgebeutet.

Band 4: **Über Naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert.** Von **Gertrud Stockmayer.** [VI u. 86 S.] gr. 8. 1910. Geh. M. 2.40.

Wer über Naturgefühl arbeitet, pflegt in erster Linie die Dichtung als Quellen heranzuziehen. Diese Methode versagt für das 10. und 11. Jahrhundert, denn die Reste der erhaltenen Dichtungen sind zu gering, als daß man aus ihnen ein Urteil über eine ganze Gefühlsrichtung gewinnen und begründen könnte. Diese Arbeit ist deshalb unter dem Gesichtspunkte entstanden, das ganze vorhandene Quellenmaterial der Zeit heranzuziehen und zu verarbeiten; Geschichtswerke, Heiligenlegenden, Briefe, die Überreste der Kunst wurden ebenso berücksichtigt wie die Werke der Dichter.

Band 5: **Die Wundmale des heiligen Franziskus von Assisi.** Von **Joseph Merkt.** [IV u. 68 S.] gr. 8. 1910. Geh. M. 2.—

Vorliegende Arbeit geht auf die zum Teil vor der Zeit, zum Teil aus der Zeit der Stigmatisation des Franziskus überlieferten Stigmatisationen ein, deren Entstehungsweise und Entstehungsmotive wegen der geringen zeitlichen Entfernung sich auch auf den Stigmatismus des Franziskus ausdehnen ließen. Dann wird die Stellung des Papsttums zur Stigmatisation des Heiligen untersucht, eine genaue Untersuchung der Zeugen derselben angestellt, und über die Zeit der Stigmatisation und das Aussehen der Wundmale auch die außerhalb des Franziskanerkreises liegenden Nachrichten, die Hymnen, Lieder und bildlichen Darstellungen gewürdigt. Namentlich auch die Berichte neuerer Stigmatisationen wurden häufig herangezogen. Am Schluß sind einige Erklärungsmöglichkeiten der Stigmatisation des Franziskus angeführt.

Band 6: **Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus.** Von **Paul Joachimsen.** I. Teil. [VI u. 360 S.] gr. 8. 1910. Geh. M. 8.—

Einleitend wird die Geschichtschreibung des ausgehenden Mittelalters im Umriß dargestellt, sodann die Entwicklung in Italien von Petrarca bis auf Eneå Silvio verfolgt. In der deutschen Entwicklung wird zunächst scholastischer und kritischer Humanismus geschieden, jenem gehören die Werke der Frühzeit mit Einschluß von Wimpfeling und Trithemius an, dieser beginnt mit der Beeinflussung durch Erasmus, Hutten und Celtis. Den Übergang bilden die humanistischen Weltchroniken von Schedel und Nauklerus. In der Periode des kritischen Humanismus treten auf die eine Seite die auf eine Gesamtdarstellung deutscher Geschichte, die Germania illustrata, abzielenden Bestrebungen, auf die andere die mehr genealogisch-höfische Geschichtschreibung unter Maximilian. Da die Germania illustrata Fragment bleibt, so erscheinen als Höhepunkt der Entwicklung die Landesgeschichten von Aventin, Vadian, Krantz. Ein letzter Abschnitt schildert die Überwindung der humanistischen Geschichtschreibung und zieht das Ergebnis.

Band 7: **Die Podestàliteratur Italiens im 12. und 13. Jahrhundert.** Von **Fritz Hertter.** [VI u. 84 S.] gr. 8. 1910. Geh. M. 2.40.

Das für die politische, wie die Rechtsgeschichte gleich bedeutsame Amt der Podestàs wird in vorliegender Arbeit einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Vor allem wird dabei Ursprung wie politische Bedeutung dieses Amtes klargelegt. Als Quellen sind dabei in erster Linie die sogenannten Podestàspiegel, Unterweisungsschriften aus dem 12. und 1[illegible], verwertet, die ihrers[illegible] d[illegible]rch[illegible] [illegible]dukt der damaligen wissens[illegible] sind.

Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.

BEITRÄGE ZUR KULTURGESCHICHTE DES MITTELALTERS UND DER RENAISSANCE. HERAUSGEGEBEN VON WALTER GOETZ
BAND 15

FELIX FABRI
AUS ULM
UND SEINE STELLUNG ZUM GEISTIGEN LEBEN SEINER ZEIT

VON

DR. MAX HÄUSSLER

BG

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER · LEIPZIG · BERLIN 1914

DEM EHRENDEN ANDENKEN MEINES VATERS



INHALT

QUELLEN UND LITERATUR

Fratris Felicis Fabri, Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Egypti Peregrinationem, ed. C. D. Hassler. I–III, 1843 u. 1849; Bibl. des Lit. Ver. in Stuttgart, Bd. 2—4.[1]

Fratris Felicis Fabri Descriptio Sueviae, mit Anmerkungen hsg. von H. Escher 1884; Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 6.[2]

Fratris Felicis Fabri Tractatus de Civitate Ulmensi, de eius Origine, Ordine, Regimine, de Civibus eius et Statu, hsg. von G. Veesenmeyer, 1889; Bibl. des Lit. Ver. in Stuttgart, Bd. 186.[3]

Bruder Felix Fabris Abhandlung von der Stadt Ulm, verdeutscht von K. D. Haßler. 1908 u. 1909. Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, Heft 13—15.

Wie ain gaistliche Junckfrow oder ain anderi gaistliche person soll uß irem closter oder uß ir samnung cluß oder huß in bilgers wiß gan gen Jherusalem zuo den hailigen stetten aun ußschwaifung durch die Welt mit gaistlicher tugetsamer stiller yebung [kurz als Sionpilgerin bezeichnet][4] 1494; Ulmer Stadtbibliothek Cod. 9727, 4; I, F, 30. — 12°, 409 Bl.

Felicis Fabri Monachi Ulmensis Historiae Suevorum Libri II, ed. M. Goldastus, Francoforti 1605, Suevicarum Rerum Scriptores.[5]

Mart. Crusius, Annales Suevici 1596.

C. Brehm, der Ulmer Dominikaner Felix Fabri, 1902; Diözesanarchiv von Schwaben, Bd. 20.

Deutsche Biographie, Allgemeine. 6. Bd.; 1877.

Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande, hsg. und erläutert von R. Röhricht u. H. Meisner. 1880.

A. Diehl, Des Nikolaus v. Wyle Abgang von Eßlingen, 1910; W. Vjh.[6] XIX.

K. Engelhardt, die Palästinareise des Frater Felix von Ulm im Jahre 1483; 1910. Neue kirchliche Zeitschrift, 21. Bd.

J. Endriß, Die Dreifaltigkeitskirche in Ulm; 1911; W. Vjh. XX.

J. Endriß, Neues zur alten Predigerkirche in Ulm, 1913. W. Vjh. XXII.

E. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, 1911.

Fr. D. Haeberlin, Dissertatio sistens vitam, itinera et scripta Fr. Felicis Fabri, monachi praedicatorii, ad illustrandam vitam. Göttingen 1742. 4°.

K. Haßler, Über die Neithartsche Bibliothek seit 1443. A. V. U.[7], Heft 1.

M. Heimbucher, die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. 2 Bde. 1896/97.

---

[1] Zitiert als Evag. [2] Zitiert als Escher. [3] Zitiert als Tract. [4] Zitiert als Sp. [5] Zitiert als Gold. [6] Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. [7] Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.



Humanistisches Schulwesen in Württemberg, Geschichte des, I., 1912.
P. Joachimsen, Frühhumanismus in Schwaben, 1896; W. Vjh. V.
P. Joachimsen, Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus; I. Teil 1910. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hsg. v. Walter Goetz, 6. Bd., besprochen in der Historischen Vierteljahrschrift, 1913.
Kirchengeschichte, Württembergische, hsg. vom Calwer Verlagsverein, 1893.
G. Leidinger, Eine bisher unbekannte Handschrift von Felix Fabris Descriptio Theutoniae, Sueviae et Civitatis Ulmensis. 1898; Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, XXIII.
O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I, 1886.
O. Mayer, Geistiges Leben in Eßlingen vor der Reformation, 1900; W. Vjh. IX.
G. Mehring, Aus dem Kloster Lorch; 1912; W. Vjh. XXI.
Ed. Nestle, Zu Felix Fabris Descriptio, 1900. W. Vjh. IX.
A. Potthast, Bibliotheca Historica Medii Aevi, 1896.
R. Röhricht, Bibliotheca geogr. Palaestinae, 1890.
E. Schmidt, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, 1904; Historische Studien, Nr. 47.
Stadler, Joh. Ev., und Fr. J. Heim, Vollständiges Heiligenlexikon. 5 Bde. 1858.
Stälin, Ch. F., Württembergische Geschichte III., 1856.
G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, 1905.
Titus Tobler, Bibliographia geographica Palaestinae, 1867.
Ulmer Oberamtsbeschreibung, 2 Bde, hsg. vom K. Württ. Statist. Landesamt, 1897.
G. Veesenmeyer, Prolegomena zu einer neuen Ausgabe des Tractatus, A. V. U., Verhandlungen, Neue Reihe, L. 2. 1870.
A. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen merkwürdigen Personen aus Ulm 1798. [Mit Zusätzen von J. C. Schmid.]

ERSTES KAPITEL

FABRIS ÄUSSERER LEBENSGANG UND SEINE WERKE

Felix Fabri ist zu Zürich im Jahre 1441 oder 1442 geboren (Evag. III, 192; Gold. 191). Er entstammte einem „alten angesehenen Geschlechte, das in der Geschichte Zürichs keine geringe Rolle gespielt hat und erst vor wenigen Jahren ausgestorben ist" (Escher, Nachw. 204). Als Felix noch im frühen Kindesalter war, fiel sein Vater im Kampfe der Züricher gegen die Schweizer, im sog. alten Zürichkriege, bei St. Jakob an der Sihl 1443. Gleichzeitig damit verlor Felix Fabri auch sein väterliches Erbe (Gold. 144—146). Als seine Mutter sich bald zum zweiten Male verheiratete mit einem Bürger von Diessenhofen, Ulrich Büller, zog sie mit ihrem Söhnchen nach Diessenhofen, wo Felix neun Jahre lang blieb (Gold. 162). Nicht immer aber weilte er in dieser Zeit in Diessenhofen, sondern er hielt sich mehrere Jahre dazwischen hinein bei seinem Großoheim auf, der damals österreichischer Landvogt auf Schloß Kiburg war (Escher 136, Anm.; Gold. 113, 162). Von dort hat er uns manche Jugenderinnerungen aufgezeichnet (Gold. 130, Tract. 115). Wir erfahren weder von Fabri selbst noch aus anderen Quellen, was den jungen Felix dazu bestimmte, dem geistlichen Stande sich zu widmen; immerhin, schon mit 9 bzw. 10 Jahren trat er 1452 in das Predigerkloster zu Basel ein (Evag. II, 462). Der Verlust des väterlichen Vermögens und vielleicht auch die Einwirkung frommer Persönlichkeiten mag bei diesem Schritte eine Rolle mitgespielt haben. Nach einjährigem Noviziat legte er die feierlichen Gelübde ab (Evag. II, 462). Im Baseler Kloster blieb er nun längere Zeit (Gold. 52; Evag. I, 158; II, 22) und unterbrach diesen Aufenthalt nur durch einige Reisen, so 1457 nach Pforzheim (Gold. 182), 1467 (oder, wie er an anderer Stelle sagt, 1468) nach Aachen (Evag. I, 470; II, 245). Die Gegend um Straßburg ist ihm ziemlich bekannt (Gold. 53, 147/148), und sicher hat er die Höhle



bei Pfeffers gesehen (Tract. 195) und war einmal in Wasserems bei Nassau (Evag. II, 516) und in Neuhausen bei Worms (Sp. fol. 359 a), hat auch später noch einmal Zürich besucht (Gold. 146). Dort in Basel wurde er „in Religion und den heiligen Schriften unterrichtet" (Evag. I, 5); auch will er dort einige Erdbeben erlebt haben. Weiteres aber wissen wir nicht von seiner Baseler Zeit. Wann er sie nun abgeschlossen hat und nach Ulm übergesiedelt ist, darüber hat er uns nichts überliefert, und die Angaben der früheren Literatur gehen darüber weit auseinander. Sicher war er 1476 schon in Ulm; denn, berichtet er, in diesem Jahre mußten er und seine Ordensbrüder Ulm auf drei Monate verlassen, weil sie im Konstanzer Bischofstreite das Interdikt streng beobachteten (Evag. I, 270). Brehm scheint mir die richtige Auffassung zu haben, indem er — neben verschiedenen anderen Gründen — die Grabschrift Fabris als Beleg heranzieht. Diese ist beschädigt; sie lautet in deutscher Übersetzung: „Im Jahre 1502, am 14. März, starb in Ulm der verehrungswürdige Bruder Felix Fabri, Lektor der Theologie, der ... 4 Jahre lang nutzbringend in diesem Konvente gepredigt hat. Er ruhe in Frieden" (Veesenmeyer, Miscellaneen, 1812). Brehm schließt nun richtig, daß Fabri, da er 1502 starb und 1476 schon in Ulm war, nicht bloß etwa 24, sondern 34 Jahre in Ulm als Prediger gewirkt habe und daß demnach seine Versetzung nach Ulm behufs Ausübung des Predigtamtes ins Jahr 1468 falle.

Ulm und das dortige Dominikanerkloster ist ihm nun zur zweiten Heimat geworden, und hier hat er gewirkt und gelebt bis zu seinem Tode. Von Ulm aus zog er zweimal, 1480 und 1483/84 in Begleitung einiger Adligen und mit Geld von ihnen und von mehreren Klöstern unterstützt auf die Pilgerschaft ins Heilige Land und nach Oberägypten, eine Fahrt, die für ihn von großer Bedeutung wurde. In Ulm war es auch, wo er seine zahlreichen Schriften verfaßt hat. Neben dieser schriftstellerischen Tätigkeit ging die Ausübung seines eigentlichen Berufes her, seine Tätigkeit als Prediger und als Lesemeister, d. h. Vorsteher der Klosterschule, Professor der Theologie und Philosophie. Daneben hat er von Ulm aus manche Reisen in Ordensangelegenheiten unternommen, die uns seine angesehene Stellung innerhalb der Ordensprovinz zeigen. 1476 zieht er über die Alpen nach Italien und Rom (Evag. I, 357); 1482 berief ihn nebst anderen bedeutenderen Predigern der Ordensprovinz, wie Fabri selbst sagt, der Generalmagister des Ordens nach Colmar, um dort über einen sich

gegen die Kirche auflehnenden Erzbischof zu beraten (Evag. I, 62). Schon vorher hatte Fabri den Titel „praedicator generalis“ erhalten (Evag. I, 25). 1485 (oder 1486) war er auf dem Provinzialkapitel des Ordens in Nürnberg anwesend (Evag. I, 426 bzw. II, 245); 1486 hat er einen andern Ordensbruder, der der Vertreter der oberdeutschen Provinz war, auf das Generalkapitel zu Venedig zu begleiten (Gold. 170; Evag. III, 398, 434) und kommt dabei auch nach Treviso (Evag. III, 398), im folgenden Jahre 1487 hat er selbst dieses Amt der Vertretung inne.

Vom letzten Jahrzehnt seines Lebens wissen wir nichts, doch läßt sich nicht ohne Grund vermuten, daß seine Dienste innerhalb des Ordens auch fernerhin geschätzt wurden und daß er auch fernerhin literarischer Tätigkeit oblag. Nicht alle seine in verschiedenen Handschriften und Redaktionen verbreiteten Bücher sind uns erhalten. Er starb zu Ulm am 14. März 1502 (Grabschrift; Veesenm. Tract. 223 hat 14. Mai) und wurde im Kreuzgang des Ulmer Klosters beigesetzt, und zwar, auf seine Bitte hin, in dem Gewand, das er im Heiligen Lande getragen hatte. Um den angeblichen Leichnam Fabris tobte noch im 19. Jahrhundert Streit zwischen den protestantischen und katholischen kirchlichen Behörden Ulms.

Mit Ausnahme seiner Reisen nach Palästina ist also Fabris Leben doch in den ruhigen Bahnen eines Mönchslebens verlaufen; der größere Teil davon fällt auf den Aufenthalt im Dominikanerkloster zu Ulm. Eine Reihe Schriften sind daraus hervorgegangen. Im Jahre 1482 besorgte Fabri die älteste deutsche Druckausgabe der Schriften Heinrich Seuses, allerdings nach einer späten und schlechten Handschrift (Bihlmeyer, die Deutschen Schriften Heinrich Seuses 1907, Vorw. S. 159 bis 160), nachdem die Werke dieses berühmten Mystikers, der eine der größten, wenn nicht die größte Zierde des Ulmer Dominikanerklosters gewesen und 1366 gestorben war, lange unbekannt geblieben waren. Das bedeutendste Ereignis seines Lebens, seine zweimalige Pilgerreise nach Palästina hat Fabri ausführlich beschrieben in: „Fratris Felicis Fabri Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Egypti Peregrinationem“[1]. Dieses Werk ist es, das seinen Namen vor allem bekannt gemacht hat; es ist 1484 und wohl auch in den darauffolgenden 2 oder 3 Jahren geschrieben (Evag. I, 7).

[1] Hsg. in 3 Bänden von C. D. Haßler, 1843 und 1849; Bibl. des Lit. Vereins in Stuttg. Nr. 2—4.



Mit dieser Palästinareise hängen aber mehr oder minder auch die meisten anderen Schriften Fabris zusammen. Als 12. Traktat des Evagatoriums war nämlich ursprünglich die „Descriptio Theutoniae et Sueviae et civitatis Ulmensis“ geplant. Doch weil dieses Werk zu groß wurde, erschien es als eigenes Buch (Evag. I, 8; II, 329/330). Ulm war ja der Ort, von dem aus er seine Pilgerfahrt begonnen hatte und in dem er sie auch wieder beschlossen hatte, und so wollte er denn auch die Beschreibung seiner Pilgerschaft mit einer Beschreibung der engeren und engsten Heimat abschließen (Tract. 1)[1]. Als Abfassungszeit

[1] Herausgegeben wurde die „Descriptio Theutoniae“ etc. zuerst von Goldast 1665 in einem Bande, aber in zwei getrennte „Bücher“ abgeteilt. Jedoch fußt diese Ausgabe nur auf einer kürzeren Fassung des ganzen Werkes. Daneben existieren Handschriften einer umfassenderen Rezension. Die Gesamtzahl der überhaupt vorhandenen Handschriften teilt sich andererseits aber auch in solche, die nur die Beschreibung Deutschlands und Schwabens, und solche, die nur die Beschreibung Ulms enthalten. Besonders war die Beschreibung Ulms in vielen Handschriften der kürzeren und der längeren Rezension verbreitet, und sie ist als besonderes Buch, als 186. Band der Bibliothek des Lit. Ver. in Stuttgart, 1889 von Veesenmeyer herausgegeben worden unter dem Titel „Fratris Felicis Fabri Tractatus de Civitate Ulmensi, de eius Origine, Ordine, Regimine, de Civibus eius et Statu“. Der andere oder erste Teil der gesamten „Descriptio“ wurde sehr gut und kritisch von Escher 1884 herausgegeben unter dem Titel „Fratris Felicis Fabri Descriptio Sueviae“ (Quellen zur Schweizer Geschichte, 6. Band), jedoch enthält diese Ausgabe Eschers nur die auf die Schweizer Geschichte bezüglichen Abschnitte. Für die übrigen Abschnitte aber muß man auf Goldasts Ausgabe zurückgreifen, und da diese Ausgabe nur die kürzere Rezension enthält, muß man die Ergänzungen aus den umfassenderen Handschriften herbeiziehen, die von Veesenmeyer in einem Nachtrage zum Tractatus abgedruckt sind. So muß man also für die „Descriptio Sueviae“ 3 Ausgaben benützen, die von Escher, die von Goldast und den Nachtrag von Veesenmeyer im Tractatus (s. Leidinger, der auch über das Verhältnis der einzelnen Handschriften zueinander spricht). Die Sache stellt sich dann folgendermaßen dar:

Fabri, Felix, Descriptio Theutoniae (Alamanniae), Sueviae et civitatis Ulmensis. 1. Rezension: 1488/89; Ausg.: die auf Schweizer Gesch. bezügl. Abschnitte des 1. Teils, hsg. v. Escher usw.; 2. Teil auch mit dem Titel „Tractatus etc.“ hsg. von Veesenmeyer. 2. Rezension: 1493/94; Ausg. von Goldast 1605, Abdruck 1727; Nachträge zum 1. Teil dieser 2. Rezension hsg. von Veesenmeyer in seiner Ausgabe des „Tractatus“.

Im folgenden ist bezüglich des 1. Teils der gesamten „Descriptio“ meist nach Goldasts Ausgabe zitiert, da zudem die Seitenzahlen der Goldastschen Ausgabe bei Escher mitangegeben sind. Der Einfachheit halber sind im übrigen die von Escher bzw. Veesenmeyer selbständig erfundenen Titel: „Descr.

der Descriptio gewinnen wir im allgemeinen die Jahre 1487—1488 (Gold. 87, 144, 199 u. NzG.[1] 183), für den Tractatus 1488/89 (Tract. 38, 148, 166, 172). Die Stelle, wonach Friedrich III., 1440 gewählt, bis jetzt 54 Jahre regiert habe (Gold. 183), läßt auf 1494 schließen, steht aber in direktem Widerspruch zu der in NzG.[1] 183 aufgezeichneten Stelle, wonach Friedrich III. bis jetzt 48 Jahre regiert hat, und ist wohl eine spätere Verbesserung. Daß Fabri schon seit 1483 jedenfalls mit den Vorarbeiten zur Descriptio beschäftigt war, darf man wohl daraus schließen, daß er erzählt, Maria von Burgund sei „im vorigen Jahre" (näml. 1482) gestorben (Gold. 208). Wenn in Gold. 195 die Einnahme Wiens durch Matthias Corvinus auf 1490 angegeben wird, so haben diese falsche Zahl nur einige Handschriften und Goldasts Ausgabe, und zudem ist dies geschichtlich falsch, denn tatsächlich wurde Wien 1485 erobert. Wenn endlich von einer Tatsache des Jahres 1497 (Tract. 43) erzählt wird, so ist dies wahrscheinlich eine Einfügung noch von Fabri selbst, wie schon Veesenmeyer gesagt hat. Ähnlich ist aufzufassen, daß Maximilian, seit 1493 König, „Kaiser und König Maximilian" genannt wird (Tract. 58).

Das „Evagatorium" bearbeitete Fabri selbst in deutscher Sprache für seine vier adligen Reisegenossen in: „Eigentliche Beschreibung der hin und Widerfahrth zu dem heyligen Landt gen Jerusalem usw.", die zuerst 1556 in Ulm gedruckt wurde. Von den weiteren deutschen Ausgaben und Redaktionen[2] erwähne ich nur noch das von A. Birlinger 1864 herausgegebene Gedicht: „Von den Bilgern der Heiligen Statt".

Die sog. „Sionpilgerin", eine Anleitung für Nonnen zu einer geistigen, nicht leiblichen Pilgerfahrt nach Jerusalem und den sonstigen heiligen Stätten in Palästina, Syrien und Ägypten, enthält außerdem die Beschreibung von Pilgerfahrten von Ulm aus nach Rom und nach Santiago de Compostella. Obwohl der Verfasser nicht genannt ist, so darf doch ziemlich sicher Fabri dafür gelten, denn von einem Heiligen wird FFF (die in Fabris anderen Werken vielfach vorkommende Abkürzung für Frater Felix Fabri) einmal in direkter Rede angesprochen (Sp. fol.

Sueviae" bzw. „Tractatus de Civ. Ulmensi . . ." in der Zitierung als „Descr." und „Tract." beibehalten.

[1] NzG. = Nachtrag zu Goldasts Ausgabe, abgedruckt in Veesenmeyers Ausgabe des Tractatus.

[2] Verzeichnet bei Potthast 1896 und bei Röhricht 1890.

396a). Auch sonst lehnt sich das Buch ganz ans Evagatorium an und verweist darauf (Sp. fol. 32b, 33b, 39a, 52b, 63a, 80a, 137a, 184a, 265a). Der Verfasser sagt selbst, daß er aus dem Evagatorium ausgezogen hat (Sp. fol. 226a), daß er die Wanderung durch die Wüste mitgemacht hat (Sp. fol. 189a, 191b), daß er mit den Rittern in Kairo war (Sp. fol. 245b). Das Buch ist 1493 geschrieben (Sp. fol. 409a) und nur zu einem kleinen Teile gedruckt.[1]

Von den weiteren Schriften Fabris ist uns fast nichts erhalten. Einen Auszug aus den sonst verlorenen „Commentarii de monasterio Offenhusano seu Gnadenzellensi" finden wir in dem Sammelwerke Annales Suevici von Martin Crusius 1596 abgedruckt (Ann. Suev. III, 2,8). Dort wird uns berichtet, daß Fabri diese Geschichte des Klosters Offenhausen als Beichtvater des Klosters 1499 in deutscher Sprache geschrieben habe.

Von Fabri selbst wissen wir, daß er je eine besondere Schrift verfaßt hat über die Belagerung von Rhodus durch die Türken (Evag. III, 259) und über seine Erlebnisse zu Venedig (Evag. I, 32) während seiner ersten Pilgerfahrt 1480. Während uns von diesen zwei Berichten nichts erhalten ist, wissen wir nicht einmal, ob eine weitere von ihm nur geplante Schrift, die „Fortsetzung der Chronik von Ulm" (Tract. 4 209) überhaupt je zustande gekommen ist.

ZWEITES KAPITEL

FABRI ALS BEOBACHTER SEINER UMGEBUNG

I. FABRIS SINN FÜR ÖFFENTLICHES LEBEN, HANDEL, VOLKSKUNDE UND STÄDTEBILDER

Als das wertvollste Werk Fabris wurde schon früher seine Beschreibung Ulms erkannt und auch gewürdigt. Während in seinen anderen Schriften vieles aus fremden Werken übernommen und verarbeitet worden ist, hatte er für die Schilderung Ulms keine Vorlage. Dieses Werk ist fast ganz auf eigener Anschauung und Erfahrung auf-

[1] In: Verhandlungen des Kunst- und Altertumsvereins in Ulm und Oberschwaben. Neue Folge I, 30ff. Die Handschrift in der Ulmer Stadtbibliothek stammt von fol. 120b ab von einem andern Schreiber, wie Schrift und Sprache zeigen; auch ist bei Verweisen die Zahl des Blattes nur in einigen Fällen eingesetzt, in den meisten dagegen nicht, was darauf schließen läßt,



gebaut und daher auch am meisten den Tatsachen entsprechend. So ist es berechtigt, wenn es den Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen bilden soll. Bei vielen Gelegenheiten werden ja allerdings die anderen Schriften Fabris heranzuziehen sein, um ein möglichst gutes und zusammenfassendes Bild davon zu geben, „wes Geistes Kind“ Fabri ist, aus welchen Momenten seine Persönlichkeit; sein Geist und seine Interessen zusammengesetzt waren, wie die Art seines Schaffens war, welche Stellung er einnimmt zu Strömungen und Fragen seiner Zeit und vergangener Zeiten, und in welcher Hinsicht er für uns von Interesse und Bedeutung ist.

Als geschichtliche Quelle für politische Vorgänge kommt er ja kaum für uns in Betracht, um so mehr aber, wenn wir aus seinen Werken ein Bild gewinnen wollen über damalige Zustände in Deutschland, speziell in Schwaben und vor allem in Ulm, aber auch in überseeischen, außerdeutschen Ländern, die Fabri bereist und geschildert hat.[1]

Es muß in allen seinen Hauptschriften und vor allem im Tractatus auffallen, wie weltoffen Fabri war gegenüber den Vorgängen um ihn herum, gegenüber dem öffentlichen Leben, dem Handel und Verkehr, und wie er all dies nicht bloß sah, sondern zu werten und zu beschreiben wußte. Es mag dies damit zusammenhängen, daß er dem Dominikanerorden angehörte, einem Orden, dessen Angehörige selbst zum Teil aus dem Volke herauskamen und in enger Fühlung mit der Masse des Volkes standen und als Prediger aus der Gelehrtenstube hinausgingen und hinein ins Volk und dessen Geschmack und Neigungen kennen lernten und wohl teilweise in sich aufnahmen.

Ulm ist ihm ein gutes Beispiel für die Tatsache, wie schon frühe da eine Stadt entstehen mußte, wo verschiedene Flüsse zusammentrafen und verschiedene Landstraßen sich kreuzten (Tract. 16). Er rühmt den Nutzen der bei Ulm zusammenfließenden Donau, Iller und Blau in verschiedener Beziehung; die Kaufleute Ulms fahren auf der Donau weit hinab und verschicken ihre Waren bis nach der Walachei und Bulgarien und verfrachten andere Waren flußaufwärts nach Ulm. Auch

daß die Handschrift nur oberflächlich durchgesehen wurde. Des öfteren spricht der Verfasser von männlichen Pilgern; doch geben schon die Überschrift des Vorworts und zahlreiche andere Fälle kund, daß das Buch für Nonnen bestimmt ist.

[1] Fabris Bedeutung für die deutsche Volkskunde hat zuerst E. Schmidt, Deutsche Volksk. i. Zeitalter d. Humanismus u. d. Reformation, 1904, gewürdigt.

hat die Donau ein fruchtbares Wasser und viele und große Fische; das Wasser ist gesund und heilkräftig, und viele Schwache kräftigen sich durch Donaubäder (Gold. 48—49). Von der Iller erhält die Stadt Holz; die Blau jedoch durchfließt die Stadt in vielen Armen, führt den Schmutz ab, mahlt das Mehl, speist alle Gassen mit ihrem Wasser und begünstigt das Gewerbe der Färber und Gerber (Tract. 50). Wir werden später noch auf eine in ganz ähnlichem Sinne gehaltene Stelle im Evagatorium über die Vorzüge des Meeres treffen. — Was er über das zeitgenössische öffentliche Leben in Ulm und das damalige Stadtbild beobachtet und schildert, tut ihm alle Ehre an: Auf den Tortürmen sind immer zwei Trompeter als Wächter, die morgens und abends und um Mitternacht und bei Ankunft von Bewaffneten blasen und lärmen; in der Stadtmauer an der Donau ist auch ein Turm mit einem Wächter für die, die nach Torschluß kommen und von der andern Donauseite aus Einlaß begehren, sowie für dringende Boten. Manche Türme sind mit Bildern und Kreuzen geschmückt. Die Lage der Türme, den Lauf der Mauer und sonstige Einzelheiten der Befestigung beschreibt er uns. Von dem und jenem Turme weiß er eine Sage oder Anekdote. Der Schützenturm ist fest und hoch und enthält die Gefangenenverließe und Folterkammern. Neben dem Turme ist ein freundliches und helles Gemach, wohin die zum Tod Verurteilten gebracht werden und Erquickung und religiöse Tröstungen erhalten; dieses Gemach geht auf den Garten der Predigerbrüder hinaus. Weiter unterhalb ist ein anderer nur mit Schießscharten versehener Turm ins Wasser hinein gebaut, wo gewisse Gefangene heimlich durch Ertränken beiseite geschafft werden. Weiter schweift sein Blick über die Mauern hinüber zur gewerbsamen Vorstadt der Walker und der Zimmerleute und zum Anlegeplatz der Schiffe, auf das Zeughaus, auf das Pulverhaus und die große Leinwandbleiche, die so wichtig ist für den Ulmer Handel. Er rühmt besonders die Kanalisation in Ulm, die die Stadt so reinlich macht, wie sonst selten eine zu finden ist; nur beschmutzen die vielen Schweine die Straßen sehr. Er hat ein Auge für die sonstige hübsche Lage und Gestalt der Stadt im Innern, für ihre breiten und hellen Straßen, ihre hohen Häuser aus Holz, die öffentlichen Plätze und das Rathaus mit seinem vergoldeten Glockenturm. Auch das Markttreiben und der rasche Absatz auf dem Weinmarkt fesselt sein Interesse, und nicht einmal der Schlag der Glocken entgeht ihm (Tract. 43—52). Als eine der besonderen Merkwürdigkeiten des Münsters fällt



ihm das große Gedränge dort auf (Tract. 40); ferner weiß er von Turnieren und Reigentänzen zu berichten (Tract. 74). Unter den fünf Gründen, die er für die große Bevölkerung Ulms aufzählt, findet sich der folgende: „Das Fünfte ist die Ergötzlichkeit und das Vergnügen; denn wenn ein Mensch sich an Gottesdienst, an Religion und am Anhören des Wortes Gottes ergötzt, an Orgelspiel und Zierat, am süßen Gesange der Scholaren oder der lieblichen Melodie, an langem oder kurzem Gottesdienste, so wird er alles täglich in Ulm in der Nähe finden. Wenn aber jemand an irdischen und weltlichen Dingen sich ergötzt, so wird er es in Ulm in jeder Art im weitesten Maße finden. Hier gibt es Spiele, hier Schaustellungen, hier Gesellschaften, hier kann man einen Rausch trinken, hier gibt's schöne und geschmückte Frauen, hier übermäßigen Luxus, hier irdische und weltliche Vortrefflichkeit, hier Müßiggang, hier emsige Arbeit, hier vernimmt man die Tagesneuigkeiten von Osten und von Westen mehr als in irgendeiner andern Stadt Schwabens; hier herrscht Freude und Trauer, hier Leben und Tod, hier Tugend und Laster, was Ulm mit andern gemein hat" (Tract. 147). Es wird sich uns noch zeigen, inwieweit in diesen Worten eigene Züge von Fabris Wesen sich widerspiegeln und eigenes Interesse ihm die Feder geführt hat. — Er weiß gar wohl die Bedeutung der Kaufleute für Ulms Entwicklung und jetzige Größe zu schätzen; auf die Bedeutung der Handwerker für das Gemeinwohl und den Ruhm der Stadt näher einzugehen verzichtet er, „da dies jeder an sich und seinem Hause deutlich merkt" (Tract. 121—123). Er gibt uns sogar eine prozentuale Statistik über die Zunahme der Handwerker in seiner Zeit, schildert den großen Ausfuhrhandel Ulms (s. schon oben) und erwähnt besonders die Hostien- und Spielkartenindustrie der Stadt, sowie den Versand der Barchentstücke (Tract. 146). Wie er uns auch Aufschlüsse gibt über soziale Verhältnisse in Ulm, über berühmte Geschlechter und Familien Ulms, über Verfassung und Verwaltung des städtischen Gemeinwesens, davon später.

Doch begnügt er sich nicht damit, uns das Ulm seiner Zeit zu schildern; sein historischer Sinn führt ihn dazu, daß er sich auch ein Bild zu machen strebt, wie es vorher aussah mit der äußeren Gestalt Ulms und seinem inneren Leben, wie es sich wohl mit der Entstehung der Stadt verhalten hat usw. Wenn wir davon absehen, daß er des öfteren Fundorte von Knochen und alten Mauern in Ulm nennt (Tract. 17, 21), so zeigt uns seine Schilderung ganz deutlich, daß er persön-

lich dem Lauf der alten Stadtmauer nachgegangen ist (Tract. 19/20). Vielfach nimmt seine Beschreibung hierbei Bezug auf die in seiner Zeit vorhandenen Häuser, oder auf alte Mauerüberreste, alte Gemälde und Skulpturen. „Zu der Zeit aber, als die Stadt diesen Bestand hatte, waren vor dem Schützentore weder Mauern noch Gräben wie jetzt, sondern es war daselbst eine Vorstadt am Ufer der Donau, wo die Fischer, die Walker und Gerber wohnten, und Badstuben oder Schwitzstuben standen in den Gräben unterhalb von dem Kloster der Prediger, durch welche jetzt deren und der Spitäler Abtritt in die Donau hinausgeht. Aber an der Stelle des Predigerklosters war ein Garten und an der des Kirchhofes waren Gräben, die gerade um die Straße der Prediger und um die lange Straße herumliefen bis zum Hause von Johannes Neithart... In der Umgebung der Stadt waren Vorstädte, in denen alles Lärmende getrieben wurde, die Stadt aber war eine ruhige Wohnung der Edlen und Reichen." In den ausgedehnten Vorstädten war „sozusagen jeder Lärm der bürgerlichen Unruhe", Schmiede und ähnliche Handwerker, Wirtshäuser, Wochenmarkt und Fleischmarkt, Kaufläden, Krambuden und Garküchen, Wohnungen der Bauern, Ställe der den Ulmer Bürgern gehörigen Tiere, auch hielt man dort Hochzeiten, Tänze und Gastmähler, ja auch die verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen, „denn in der Stadt war keine Pfarrkirche, damit nicht durch das Glockenschlagen, Singen, Zusammenlaufen und die Begräbnisse die Stadt beunruhigt würde, wie es noch heute in sehr vielen Städten Griechenlands, Italiens und Dalmatiens der Fall ist" (Tract. 21). Und auch sonst wird der neue Zustand mit dem alten verglichen, wie es damals aussah an der Stätte, wo heute dieser öffentliche Platz und jenes Haus sich befindet, welche geschichtliche Rolle dieses Haus und jener Turm spielte, warum jener Turm früher anders hieß und woher die heutige Bezeichnung dieser Straße herrührt, welche Häuser in Ulm besonders alt sind. Zahlenmäßig weist er die Zunahme der Bevölkerung und Handwerker gegenüber der vor 70 Jahren nach (Tract. 146). Er vergleicht aber ohne Scheu den heutigen Ruhm Ulms mit seiner früheren Nichtigkeit (Tract. 140), ebenso wie die jetzige Kleinlichkeit der Ulmer mit der Großzügigkeit ihrer Vorfahren (Tract. 141, 144) und die frühere goldene mit der jetzigen verbrecherischen und hochmütigen Zeit (Tract. 162, 172) und die Verfassungszustände und Klassenunterschiede von jetzt mit denen von einst (Tract. 131, 66, 117). Der größere Teil dieser Vergleiche zwischen Einst und



Jetzt findet sich zwar im zweiten Hauptstücke des Tractatus, das von der Abmessung der alten Stadt und ihrer geringen Größe handelt (während das erste Hauptstück von Ursprung und Alter der Stadt Ulm berichtet), aber außerdem schiebt er vieles bei passender Gelegenheit im dritten Hauptstücke über die Zerstörung, Wiedererbauung, Erweiterung und Größe Ulms oder gar noch später im vierten und fünften Hauptstücke ein, wo er über ständische Gliederung und Verfassung der Stadt redet. Ein sechstes und letztes Hauptstück ist der Umgegend Ulms und besonders den benachbarten Klöstern gewidmet, wo er neben breiten Naturschilderungen immer wieder historische und sagenhafte Erinnerungen mit dem gegenwärtigen Zustand verbindet und vielfach kirchliche und religiöse Angelegenheiten berührt, worüber später Näheres zu sagen sein wird.

Wenn wir uns aber fragen: war nur die Predigtpraxis des Ordens, dem Felix angehörte, die Ursache, daß ihm so viele kleine Einzelzüge auffielen neben den großen Tatsachen, auf denen nach seiner Meinung Größe und Macht seiner zweiten Heimat beruht? Oder war es eine blinde, wenn auch ehrliche Begeisterung für alles, was mit Ulm zusammenhing? Diese spielt sicherlich eine wichtige Rolle bei seiner volkskundlichen Schilderung in Tractatus und Descriptio; sie kann es aber wohl nicht allein gewesen sein, die ihn so sehen gelehrt hat. Wenn wir uns aber erinnern, daß die Abhandlung über Deutschland und Ulm ursprünglich als zwölfter Hauptabschnitt seines Evagatoriums gedacht war, daß die Reise über die Alpen nach Italien und übers Meer nach Palästina und Ägypten und zu den großen Inseln des Mittelmeers der endgültigen Abfassung des Tractats über Ulm voranging, so drängt sich eigentlich von selbst der Gedanke auf — und wird durch Fabris eigene Worte (Gold. 70) bestätigt — daß neben manchem anderen wohl diese Reise, das Kennenlernen fremder Menschen und Sitten es war, was ihm das Auge so geschärft hat für die Beobachtung der Heimat. Und wenn wir genauer zusehen, finden wir davon gar manche Spur schon im Tractatus selbst; durch das ganze Buch ziehen sich nämlich einzelne Vergleiche mit anderen Städten und Ländern. Beispiele dafür zu erbringen hielte nicht schwer. Andere Stellen im Tractatus wiederum über fremde Städte und Zustände stammen nicht aus Fabris eigener Erfahrung, sondern aus Büchern und vom Hörensagen.

Wie er im Tract. im Anschluß an die Topographie Ulms ein Bild des damaligen Ulmer Lebens in vielen Einzelzügen gezeichnet hat und

2*



auch in Vergleich mit fremden Städten gestellt hat, so lesen wir in der Beschreibung Schwabens, die ja dem Tractatus vorangeht, ethnographische Bemerkungen über Deutschland, neben geographischen und historischen, und ebenfalls Vergleiche mit anderen Stämmen. Dabei sind allerdings die Schwaben besonders ausführlich behandelt, die anderen deutschen Stämme fast überhaupt nicht. Fabri beruft sich darauf, daß es noch keine ausreichende Schilderung Deutschlands gäbe. So ist er eben in der Descriptio nicht so ausführlich und gut unterrichtet wie über die eigene Heimat Ulm. Nachdem er lange über die Blüte der deutschen Wissenschaft gesprochen, kommt er darauf, wie in Deutschland die Buchdruckerkunst erfunden worden sei, was er besonders rühmend unterstreicht, ebenso wie nachher die Erfindung des Pulvers. Er erzählt sodann, wie er deutsche Gewerbetreibende überall im Ausland angetroffen habe und wie sie die Griechen und Italiener übertreffen, besonders auch im Brotbacken, wie deutsche Musiker in allen Ländern auftreten bei allerlei Gelegenheit, in Kirchen, auf Hochzeiten und Theatern, wie die Deutschen im Kriegswesen voran sind und das von einem Deutschen erfundene Schießpulver sich immer weiter in der Welt verbreitet. „Nur dem ist die Regsamkeit der Deutschen auf Märkten und in Handelsgeschäften verborgen, der keine fremden Länder sah." Denn die Deutschen schweifen überall in der Welt herum, als Kaufleute, Handwerker, Krieger, Vergnügungsreisende oder Pilger usw. Damit hängt weiterhin zusammen, daß man in Deutschland bei Bürgern und bei den Frauen die allerverschiedensten Kleidertrachten und Moden sehen kann, die aus anderen Ländern in Deutschland eingeführt wurden. Die Italiener jedoch streben ihrerseits die Deutschen in Tracht und anderem und besonders im Kriegswesen nachzuahmen (Gold. 68–71). Fabri weiß und sah aber auch, wie die Deutschen im Ausland wegen ihrer Trunksucht verspottet werden; er findet diesen Spott zwar berechtigt, meint aber, in den meisten deutschen Städten seien die Leute mäßig (Gold. 72/73). Er bringt einige volkskundliche Notizen über die Litauen, meist über deren heidnische Kultgebräuche, wobei er sich weithin an eine Erzählung des Hieronymus von Prag anlehnt (Gold. 61–63). Er berichtet einen eigentümlichen Gebrauch in Kärnten, wenn dort ein neuer Erzherzog die Regierung antritt (Gold. 205). Von den Schwaben rühmt er neben ihrem äußeren stattlichen Aussehen, blondem Haar, schönem Antlitz, ihrer Stimme und Kleidung auch ihre Tapferkeit, ihre wortreiche Rede, ihre Weltfröhlichkeit und Genügsamkeit und häufigen Gebrauch der Bäder und den



Reichtum des Landes an warmen Heilquellen (Gold. 76); er bemerkt sprachlich verwandte, aber doch dialektisch verschiedene Züge zwischen Schwaben und Schweizern. Der Vergleich mit anderen deutschen Stämmen fällt ganz zugunsten der Schwaben aus: die Schwaben sind klüger als Elsässer, vornehmer als Baiern, gerechter als Brabanter, reicher als Franken, frömmer als die übrigen Germanen. Schwaben findet man überall; ohne sie wäre das Elsaß halb öde; kein Volk unter dem Himmel liefert so viele Priester, Schriftsteller, Musiker und Schulmeister wie die Schwaben. Zahlreiche Schwaben sind in militärischen Dienststellungen bei Fürsten. Den vielen im Elsaß ansässigen Schwaben und ihrem Weinbau ist es zu danken, daß der Elsässer Wein so gut ist. Doch auch das weibliche Geschlecht zieht in fremde Lande, und zwar verdingen sie sich teils zu häuslichen Dienstverrichtungen, teils treten sie in Frauenhäuser ein. Die Mehrzahl der schwäbischen Frauen lebt aber in keuscher Ehe oder in Klöstern. Daher ist nirgends die Zahl der Frauenklöster so groß wie in Schwaben (Gold. 78/79). Inwieweit hierbei der Patriotismus Fabris eine Rolle spielt, sei einem anderen Zusammenhange vorbehalten. Es sei hier nur noch erwähnt, daß er in Venedig Verschiedenes besser und schöner findet als in Deutschland: er lobt sich die schönen und ehrbaren langen Gewänder der Venediger Bürger und tadelt die unklugen Deutschen, die so herabgekommen sind, daß sie Schande für schön halten (Evag. III, 407). Er tadelt die ungesunden, schrecklichen und menschenunwürdigen Gefängnisse Deutschlands angesichts derjenigen zu Venedig, und die grausamen Quälereien in Deutschland bei Vollstreckung von Todesurteilen (Evag. III, 410/411). Ganz anderen Sinnes wie die Venediger sind die deutschen Bürger: diese letzteren meinen nämlich, die Städte werden entvölkert durch Klöster und Kirchen, lassen keine Mönche zu, zerstören vielmehr, wo sie können, die alten Stätten und sagen fälschlicherweise, sie werden mehr durch Mönche und Geistlichkeit als durch die Juden bedrückt (Evag. III, 427). Im Widerspruch hierzu lobt er die Deutschen wegen ihrer Frömmigkeit und schreibt ausführlich die Lobrede ab, die Enea Silvio über die Deutschen auf dem Frankfurter Fürstentage hielt (Gold. 64—66).

Dies lenkt unsere Aufmerksamkeit ein wenig auf Fabris Quellen. Bei alledem, was er uns an volkskundlichen Nachrichten in Tract. und Descr. über Deutschland und über fremde Länder und Städte berichtet und bei der Fülle derartiger Notizen, die sich im Evag. finden,



müssen wir uns bewußt sein, daß er vor seiner Reise nach Palästina (und nachher wohl ebenfalls) viele Schriftsteller gelesen und gekannt hat. Über gar manchen Ort — besonders im Evag., aber auch im Tract. bemerken wir Anzeichen dafür – spricht er, ohne selbst dort gewesen zu sein. Und selbst da, wo er längere Zeit war, wie in Jerusalem oder Venedig, sucht er sich seine Aufgabe dadurch zu erleichtern, daß er verschiedene andere Autoren mitreden läßt. Immerhin enthält das Evag. noch viel eigene Beobachtung. Wir erhalten aus ihm, wenn wir von den breiten religiösen und historischen Teilen ganz absehen, doch noch eine breite Menge Stoffes, die unter die Gesichtspunkte unseres vorliegenden Kapitels fällt. Überhaupt spielt sich ja in diesen frommen Fahrten nach dem Lande der Verheißung ein eigentümliches Stück deutschen Kulturlebens ab. Jedoch hat Fabri im Evag. die Ausführungen über Handel, über öffentliches Leben, über Pilgerwesen des Mittelalters und über morgenländische Verhältnisse sowie über Städte derartig miteinander verquickt, und tatsächlich hängt all dies so miteinander zusammen, daß auch in der folgenden Darstellung eine reinliche Scheidung dieser Stoffgebiete nicht immer möglich sein wird.

Wenn er im Tract. die Bedeutung der Donau für Handel und allerlei Gewerbe hervorhebt, so hält er es im Evag.[1] für großartig, wenn das von den ägyptischen Königen angefangene Werk, das Mittelländische und Rote Meer zu verbinden und so nach Indien zu kommen, vollendet worden wäre (Evag. II, 536/537). Und am Schlusse seiner Heimreise zur See schiebt er noch einen besonderen Abschnitt ein, uns die einzelnen Meere zu schildern und die mannigfachen Vorteile des Meeres aufzuzählen; er hebt die Kühnheit des ersten Menschen hervor, der sich unbekannten Wogen anvertraute; das Meer ermöglicht, so meint er weiter, den Austausch der einzelnen Landesprodukte (Kleider, Edelsteine, Vögel, Hölzer, Balsam, Arzneikräuter); er rühmt das Meer als dasjenige, was die Völker miteinander zusammenbringt und sie die Länder sowie ihre Gebräuche und Sprachen gegenseitig kennen lehrt; Vorteile gewährt es durch Fischreichtum, Fruchtbarmachung der Länder, Salzgewinnung, und zuletzt verdanken ihm die Menschen auch, daß sie Quellen und Flüsse haben (Evag. III, 438/439). Er erkennt die dem Handel sehr günstige Lage Alexandrias und fügt

---

[1] Fabri wurde öfters als Quelle benützt von Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter, 1879.

einige Nachrichten über Alexandrias Handel sowie eine Übersicht über die Handelsbeziehungen der einzelnen Länder zueinander hinzu (Evag. III, 177). Er schildert den Ein- und Ausfuhrhandel und den Marktverkehr Venedigs (Evag. III, 431/432) und berücksichtigt den Handel der Italiener mit Haselnüssen nach Ägypten hinüber (Evag. III, 153/154). Metona besitzt nicht nur einen guten Wein, sondern auch einen großen Schweinehandel und Pomeranzenhandel (Evag. III, 336/337).

Vieles fällt ihm auf der Reise auf, was um ihn herum in der Öffentlichkeit vorgeht; er erwähnt ein mittelalterliches Mysterium und schildert gut den Pferdehandel der Italiener (Evag. I, 81). Er hat seine Freude an feierlichen, möglichst kostbaren und großen Umzügen und Festen, z. B. der Vermählung des Dogen mit dem Meere (Evag. I, 98, 105). Mit sehr guter Beobachtungsgabe zeichnet er das Leben der Passagiere auf dem Schiffe (Evag. I, 134/135) und schildert lebendig, derb und breit die Beschwerden des Schiffslebens, den Streit und Lärm beim Zubettgehen (Evag. I, 137/138). Er ist ungehalten über Trinkgelderzwang auf dem Schiffe (Evag. I, 193), erlebt eine Art italienischer Nacht auf der Seereise, und dabei begegnet ihm zum ersten Male die Sitte des Händeklatschens als Beifallsbezeugung (Evag. I, 170). Er betrachtet sich das Steinespiel, das orientalische Christen zu Wahrsagezwecken treiben, und lacht darüber (Evag. I, 255/256).

Vor allem aber gibt Fabri uns in seiner Pilgerreise von dem Pilgerwesen seiner Zeit[1] mit allem was damit zusammenhängt, ein Bild, das wiederum fast nur auf eigenem Miterleben, auf der Beobachtung der Reisegenossen fußt und in seiner Lebenswahrheit auch die Schattenseiten mit hereinzuziehen nicht vergißt. Von der äußeren Ausrüstung eines Pilgers geht er aus (Evag. I, 65), um dann interessanten Aufschluß zu gewähren über die Vorbereitungen zur Pilgerseefahrt, über den Streit und die Parteiungen der Pilger, über den Reiseweg und viele Kleinigkeiten der Pilgerfahrt. Selbst den Schiffskontrakt hat er uns aufbewahrt, den sie damals mit dem Schiffseigentümer abschlossen (Evag. I, 86—91). Er spricht genau über Ausrüstung und Gestalt der Pilgerschiffe und über die Verfassung und das Leben der Schiffsbesatzung, ja sogar über die Speisen und die Küche und die Tischordnung auf dem Schiffe; seine Aufmerksamkeit dehnt er bis zu den hygienischen Verhältnissen auf dem Schiffe aus, daneben stehen allerlei hygienische

[1] Fabri ist von Röhricht vielfach für seine historische Einleitung zu den „Deutschen Pilgerfahrten im Heiligen Lande“ benutzt worden.



Ratschläge für eine Seereise sowie Verhaltungsmaßregeln gegen Nebenmenschen (Evag. I, 114–147). Weiterhin berichtet er uns höchst interessant die 27 Maßregeln, die die Pilger für ihr Verhalten im Heiligen Lande, besonders gegenüber den Sarazenen, empfingen und die uns zeigen, wie damalige Reisende schon dieselben Gewohnheiten bzw. Unarten hatten wie heute, und wie die Landessitten und Landesanschauungen der Sarazenen sind: u. a. muß jeder Pilger die ausdrückliche Erlaubnis des Papstes zur Reise haben, er soll keine Stücke vom Heiligen Grab und anderen heiligen Stätten abhauen oder an den Wänden Namen und Wappen verewigen; die Pilger sollen ohne Streit und Tumult die heiligen Stätten besuchen und den Sarazenen keinen Grund zum Spott geben durch unheiliges Betragen und Gelächter oder gar Fluchen, nicht über die Gräber von Sarazenen hinwegschreiten und sich in keiner Weise, weder in Handelsgeschäften noch freundschaftlichem Verkehr, mit den Sarazenen oder ihren Frauen einlassen, weil meist dahinter eine List steckt; auch sollen die Pilger den Sarazenen keinen Wein geben oder Wein vor deren Augen trinken, auf ihr Eigentum sehr achtgeben, da viel gestohlen wird, nicht einmal im Scherze dürfen sie einen Sarazenen am Bart nehmen, ferner dürfen sie keine Waffen tragen; die adligen Pilger bewahren sich vor vielerlei Unannehmlichkeiten, wenn sie ihre Abkunft nicht vor Sarazenen aufdecken; ganz besonders mögen sich die Pilger hüten, eine Moschee zu betreten oder bei gottesdienstlichen Handlungen der Sarazenen zu lachen, wie diese ihrerseits die Christen nicht beim Gebete stören. Bei Streitigkeiten mit Sarazenen lasse man sich nicht weiter mit diesen ein, sondern bringe die Sache vor den Trutzelmann oder Calinus, den vom Sultan über das Pilgerwesen gesetzten Beamten (vgl. Evag. II, 108/109); außerdem spare man nicht am Gelde, da man dadurch um viele Quälereien herumkommt (Evag. I, 212—218). Das ganze Werk durchzieht denn auch die Schilderung von Reibereien zwischen Christen und Sarazenen, von sarazenischen Schikanen (Evag. I, 199—225, 334, 436, 461; II, 33, 79, 103, 190, 193, 360) und Gelderpressungen (Evag. I, 197, 198; II, 21), von Gemeinheiten der Sarazenen gegen christliche heilige Stätten (Evag. I, 268, 380, 415), allerlei Ängstigung durch Araber im Heiligen Lande (Evag. II, 52, 77/78), Beraubung und Erpressung durch Araber (Evag. II, 443, 508). Dazwischen aber finden wir andererseits, wie Christen im Heiligen Lande von den Pilgern Geld erpressen (Evag. II, 148/149), und Fabri als welterfahrener Mann, der die Palästinareise schon zum zweiten Male



macht, zeigt uns die Schliche der Schiffspatrone, um Geld zu verdienen, gut auf (Evag. II, 30), und er ist auch mit seinem Rate dabei, als der Reise- und Schutzvertrag für die Wanderung nach dem Berge Sinai, Arabien und bis Kairo, zusammen 12 Artikel, die er uns alle getreulich aufzählt, festgesetzt wird (Evag. II, 100/101). Noch viele Beispiele ließen sich anführen über das unwürdige Benehmen der Pilger im Heiligen Lande, über gewisse Sitten auf der Pilgerschaft, über die Lebensmittel im Heiligen Lande, über die Hymnen, die jeweils an den heiligen Orten zum Singen vorgeschrieben waren und die Fabri immer angibt, über die Streitigkeiten zwischen den Pilgern und den Kameltreibern und die Quälereien und die Aussaugung der Pilger in Ägypten. Nur das aber sei noch erwähnt, daß die Sarazenen den Pilgern wehren, einen Hahn zu kochen, ehe nicht alles Blut aus dem Tier entfernt war, weil solches ihr Ritus verabscheut (Evag. III, 110/111). Das führt uns nun schon von den Bemerkungen über das Pilgerwesen hinüber zu Fabris lebensvollen Schilderungen der morgenländischen Verhältnisse überhaupt.

Hierbei kommt Fabri aber auf alles mögliche zu sprechen; nicht bloß auf den Handel und das öffentliche Leben, wovon wir ja schon einen Teil kennen lernten und einen beträchtlichen Teil jetzt noch kennen lernen werden, sondern außerdem auf die religiösen und religionsgeschichtlichen Verhältnisse des Morgenlandes, auf Volksgebräuche und Volksanschauungen, auf landschaftliche und naturgeschichtliche und auf Städteschilderungen, auf allerlei soziale Zustände und noch auf manches andere. Auch hier hat er natürlich nicht alles selbst erlebt und erschaut, sondern füllt da und dort die Lücken eigener Beobachtung durch fremde Exzerpte und durch mündliche Berichte anderer aus. Er sieht einer mohammedanischen Knabenschule zu, wie dort die Knaben alle auf dem Boden sitzen, Gesicht und Rücken geneigt, und gibt nach seinem Gehöre Worte und Melodie des mohammedanischen Glaubensbekenntnisses wieder; öfters beobachtet er den Unterricht (Evag. I, 322). Das sarazenische Volksleben auf dem Markte zu Jerusalem fällt ihm auf, wo man alles kauft, und aus Holzmangel nicht selbst kocht (Evag. II, 113). Was hat er nicht alles in Kairo und Alexandria vom sarazenischen Volksleben und Volkscharakter gesehen! Christliche Sklavenmärkte und Bordelle, künstliche Eierbrüteanstalt und die großen allgemeinen Küchen, Eheverhältnisse eines Trutzelmannes und Zusammensetzung des sarazenischen Volkes aus einzelnen Stämmen und Ständen,



Straßenbesprengung durch Kamele mit Wasserschläuchen auf dem Rücken, nächtliche laszive Tänze der Sarazenen und ihrer Frauen, den Straßentumult und die vielen Moscheen, die vielen Lichter und schreienden Priester auf den Türmen, Heeresübungen, Brieftauben, europäische Fondachi: es würde zu weit führen, alles aufzuzählen, was er in buntem Durcheinander am Auge des Lesers vorüberziehen läßt (Evag. III, 23 bis 170).

So zeigt sich im Evagatorium dasselbe starke Interesse für Handel und jegliche Art von öffentlichem Leben und dieselbe volkskundliche Tendenz wie in Tractatus und Descriptio. Wir erinnern uns, daß er im Tractatus eigentlich von der Topographie Ulms aus auf all dies zu sprechen gekommen war, und daß diese Stadtbeschreibung im engeren Sinne ihm für Ulm ziemlich gelungen war, wenn ihm auch die Lokalforschung inzwischen manches Falsche und Unklare nachgewiesen hat. Wie aber sieht es in puncto Stadtbeschreibungen in Evagatorium und Descriptio aus? Die Descriptio enthält überhaupt keine solchen, sondern nur im Anfang einige geographische Kapitel, vermischt mit den uns bereits bekannten volkskundlichen Bemerkungen, und von da ab nur noch historische Kapitel, wo von Schilderung von Städten oder ähnlichem so gut wie gar nichts zu finden ist. Im Evagatorium jedoch liegt die Sache insofern schon anders, als Fabri durch ziemlich viele Städte oder an ihnen vorbeikommt. Im großen ganzen müssen wir aber hier feststellen, daß Fabri in der wirklichen Beschreibung dieser Städte, abgesehen von den vorher genannten Schilderungen des Lebens und Treibens in Kairo und Alexandria überhaupt, in der Mehrzahl der Fälle versagt. Was er da über die einzelnen Städte bringt, sind oft nur geschichtliche, zum Teil recht breite Exkurse, sei es nun, was ja bei den heiligen Stätten naheliegt, aus der biblischen und legendären Geschichte, sei es aus der Profangeschichte und aus der antiken Geschichte, genauer gesagt aus dem mittelalterlichen Fabelvorrat, der ihm über die Antike zu Gebot stand. In anderen Fällen wiederum ist es nur eine bloße Aufzählung von allerlei Merkwürdigkeiten in der betreffenden Stadt oder die Erzählung von Reiseerlebnissen. Immerhin werden wir auch erfreuliche Ausnahmen zu verzeichnen haben, besonders bei der Beschreibung Venedigs, die er aber zu einem guten Teile anderen Werken, besonders dem Werke von Antonius Sabellicus entlehnt hat, auf den er wiederholt verweist. Schon als er zur Schilderung des Heiligen Grabes kommt, sagt er uns offen, daß er zu seiner Beschrei-



bung auch frühere Werke verwendet habe (Evag. I, 324, 328). Wenn wir nur einige Städte und Örtlichkeiten herausgreifen, bei denen unser Autor überhaupt den Versuch machte, wirklich sie zu beschreiben und nicht nur ihre Rolle in der antiken oder biblischen Geschichte uns zu erläutern, so sehen wir, wie z. B. die einzelnen heiligen Orte, so der Ort, wo Jesus Maria erschien, die Kapelle der heiligen Helena usw., ganz verschieden weggekommen sind in der Behandlung, die einen recht dürftig, andere ausführlicher (z. B. Evag. I, 281, 287, 289, 291, 293, 298, 342, 446). Nicht übel ist die Schilderung der Jerusalemer Moschee (Evag. II, 218–221, 225) und ebenso die Gesamtschilderung Jerusalems, obgleich eine historische Darlegung den größeren Raum einnimmt, aber er zählt immerhin die verschiedenen Tore der Stadt auf, die Stadt ist hügelig, ähnlich wie Basel, und das Straßenbild in Jerusalem ist von ihm gut beobachtet (Evag. I, 201–209). Die „Schilderung" der Stadt Hebron dagegen besteht fast nur darin, daß er die verschiedenen Namen der Stadt aufzählt und erklärt und Gründungsfabeln auftischt (Evag. II, 352–354). Eine gute Schilderung gibt er von dem Badehaus in Gaza und dem dortigen Badeleben (Evag. II, 368—370), und wenn er auch nicht umfangreich eingeht auf die Stadt Gaza, so hebt er doch das Hauptsächliche vom Stadtbilde, von der Bevölkerung und vom Handel hervor (Evag. II, 379). Von einigen Städten erwähnt er die dort vor allem vertretenen Gewerbe und Handelsprodukte, so bei Micosia auf Zypern, bei den Inseln Nios und Khos und bei Korzyra. Etwas mehr weiß er nur noch von Kreta, von Ragusa und von Venedig, über das Aussehen der Häuser und der Straßen, über die venezianische Kanalisation, die Kirche zu San Marco, Bildwerke und Staats- und Kirchenschätze, Feste und Schauspiele zu Venedig, über die Bevölkerung und ihre mannigfaltigen Beschäftigungen (Evag. III, 278—287, 360/361, 399—433). Das übrige, hier nicht erwähnte, in jenen Städtebeschreibungen von Kreta, Rhodus, Venedig usw. ist Geschichte und Fabel.

II. FABRIS SOZIALES INTERESSE

Fabri hat aber in seinen Werken nicht nur den verschiedenen Arten, in denen das öffentliche Leben sich kundgibt, sein warmes Interesse zugewendet; er geht darin noch weiter; vor allem ist uns hier wieder der Tractatus wertvolle Quelle. Das vierte und fünfte Hauptstück des Tractatus enthält nämlich die Einteilung der Ulmer Bevölkerung in die



verschiedenen Stände und die Verfassung und Regierung in der Reichstadt Ulm. Neben diesen staatsrechtlichen, privatrechtlichen und sozialpolitischen finden wir noch kleinere Erörterungen über allerlei soziale Fragen, die ihm auf seiner Palästinareise aufgestoßen sind. Die theoretische Unterlage für seine Darlegungen sucht er bei dem im Mittelalter ja sehr beliebten Aristoteles und bei den verschiedenen Lehrern und Glossatoren des römischen Rechtes, mit deren Zitaten jene zwei Hauptstücke durchsetzt sind. Ulm ist eine große Stadt mit einer Menge Volkes, daher muß eine Rangordnung sein, damit keine Verwirrung entstehe. Die Rangordnung unterscheidet bei der Ulmer Einwohnerschaft nach Geistlichen, Adligen, Geschlechtern, dann nach der Masse der Zünftigen, die wiederum in die Ehrbaren, die Kaufleute und die Handwerker zerfallen; der siebente und letzte Stand endlich ist aus den Marktleuten samt Beisitzern und Juden gebildet. Jedem dieser sieben Stände widmet er sodann einen besonderen Abschnitt innerhalb des vierten Hauptstückes, darunter ist der Abschnitt über die Geschlechter bei weitem der größte. Es werden die Bedeutung, die Rechte und Pflichten jedes einzelnen Standes innerhalb des Gemeinwesens erörtert, die Unterschiede zwischen Geschlechtern und Zünftigen angeführt und begründet. Die einzelnen Geschlechter Ulms und ihre bedeutenderen Vertreter werden mit Namen und Familiengeschichte der Darstellung eingefügt, ebenso einige Familien des vierten Standes. Die „Verfassung und das geordnete Regiment, ohne das das Gemeinwesen der Stadt Ulm nicht aus einem so kleinen Fünklein hätte allgemach heraufwachsen können zu einem so großen und hellen Lichte“, findet seine gesonderte Behandlung im fünften Hauptstücke (Tract. 126 ff.). Eingangs eine historische Skizze der Entwicklung Ulms zur freien Reichstadt; dann wird die Verfassung eingehend beschrieben. Diese ist den drei besten Regierungsformen gleich, von denen Aristoteles handelt, insofern sie von jeder etwas in sich hat, von der monarchischen, der aristokratischen und der demokratischen. Die einzelnen städtischen Ämter führt Fabri fast vollständig an, vom Bürgermeister und den „Fünf Geheimen“, den „Einungern“ und Stadtschreibern und den verschiedenen Armenpflegern bis zu den Werkmeistern, Feuergeschworenen und „Barchetschauern“. Einer besonderen Betrachtung unterzieht er den Stand der Handwerker, der sich in 17 Zünfte teilt. Die vielen Gewerbe wurden aber beliebig den Zünften eingeordnet nach dem Bedürfnis jener Zeit, als Ulm ein Stapelplatz der Kaufleute und groß und reich gewor-

den war. Heute, so glaubt Fabri, würde man die Gewerbe bei einer Neuordnung der Zünfte wohl anders einteilen. Es folgt nun die Aufzählung der 17 Zünfte und der Gewerbe, die von den Zünften umfaßt werden. Interessant für unsere Beurteilung Fabris ist vor allem auch, daß er die Gründe untersucht, auf denen der große Bevölkerungszuwachs Ulms beruht (Tract. 145). Zunächst verdeutlicht er diese Vermehrung der Bevölkerung an statistischen Beispielen: denn vor 70 Jahren gab es kaum 2 Bäcker, 2 Goldschmiede, 2 Tuchscherer, während es deren jetzt je 20 sind, 1 Arzt, wo jetzt 30 sind, 1 Wirt, wo jetzt 20 sind, 2 Bartscherer, wo jetzt 10 sind, 1 Priester, wo jetzt 10 sind. Als Gründe für diese Zunahme findet er: den Reichtum der Stadtgemeinde, der vielen Nahrung gibt, die berühmte und unbestechliche Gerechtigkeit der Ulmer Richter gegen jedermann, weshalb auch einst viele Fürsten und Adlige und Städte ihre Verhandlungen von den Ulmern entscheiden ließen, die geringen Steuern, so daß jeder Arme bestehen kann, die allgemeine Betriebsamkeit, da alle Geschäfte hier getrieben werden, so daß nicht nur Erwachsene, sondern auch die Kinder von Armen ihr tägliches Brot verdienen können. Der fünfte Grund endlich ist die Anziehungskraft, die Ulm nun als Großstadt immer mehr ausübt, da man dort allerlei geistliche und weltliche Ergötzlichkeit und Vergnügen findet. — Ähnlich hören wir von Fabri, wie durch die große Leinwandbleiche Ulms viele Tausende, arm und reich, ihren Lebensunterhalt finden (Tract. 48). In keiner andern Stadt, die er sah, sind die Leute allgemein so gern wie in Ulm (Tract. 52). In Ulm „findet man alles, was zum menschlichen Leben gehört, um wenig Geld" (pro denario) (Tract. 52). — An Ulm erinnert es uns, wenn er Venedigs Verfassung rühmt, weil sie von monarchischer, aristokratischer und demokratischer Verfassung etwas an sich habe; er schildert die Verfassung Venedigs und zeigt, wie die Dogen, Ratsherren und Patrizier für Übertretung ihrer Befugnisse bestraft werden und welche Abzeichen der Doge besitzt; die Patrizier schildert er als staatsklug, welterfahren, würdevoll reich gekleidet, in Speisen und Getränken mäßig; in Venedig gibt es Schenken nur für Fremde und Huren; das Wirtshausgehen ist verpönt, die Jugend wird sittenstreng erzogen; die Staatsklugheit der Venediger vermeidet innere Zwiste. Zuletzt geht er auf ihre gute Rechtspflege ein, auf ihre Tapferkeit, ihren Schutz der Schwachen, ihre Milde gegen die Strafgefangenen und die zum Tode Verurteilten (Evag. III, 404—411). Ähnliche Tendenzen treffen wir auch sonst im Evagatorium. Ein besonderer Abschnitt gilt der Rechts-



pflege auf dem Schiffe und den verschiedenen Ämtern der Schiffsbesatzung und der Leitung des Schiffes (Evag. I, 122—127). U. a. erwähnt er den Anteil der Bevölkerung Ragusas an der Verwaltung und Regierung und den Reichtum der Bewohner (Evag. III, 357—361). Auch auf allerlei sanitäre Verhältnisse legt der weltoffene Dominikaner Wert, wie wir ja schon bei der Beschreibung Ulms (und Kretas) gesehen haben. Er geht den Gründen für die schlechte gesundheitliche Lage Bozens nach (Evag. I, 72) und berichtet höchst interessant über die übeln hygienischen (und besonders Klosett-) Verhältnisse auf dem Pilgerschiffe und gibt medizinische Ratschläge über allerlei Körperpflege während der Seefahrt (Evag. I, 139—143). Über die Ausgaben auf einer Pilgerfahrt meint er nur: eine volle Börse und eine offene Hand diene sehr zum Frieden auf der Pilgerfahrt, er gibt aber sonst keine Preise an, da diese zu unsicher und schwankend sind (Evag. I, 5). Ein andermal aber gibt er wenigstens den Preis der Orangen an (Evag. II, 405) oder notiert die teuern Holzpreise in Kairo im Vergleich zu Ulm, wo sie doch auch hoch seien (Evag. III, 21).

III. FABRIS NATURSINN

Mit Fabris Städteschilderung hängen in weitgehendem Maße die Aufzeichnungen zusammen, die seinem Natursinn, seiner Naturbeobachtung und seinen geographischen Tendenzen entsprungen sind. In hübscher Weise vergleicht er die in vielen Armen Ulm durcheilende Blau mit einem zum Hause gehörigen mächtigen Bürger, der mancherlei Dienste der Stadt leistet, doch schwillt sie auch bisweilen an und rennt dann gleichsam im Zorn, in der Wut und Raserei gegen die Stadt nicht als Bürger und Hausgenosse, sondern als der schrecklichste Feind heran und richtet viel Unheil und Schaden an (Tract. 50). „Überdies ist Ulm außer den Gewässern mit erfreulicher Breite rings umgeben, indem es auf vier Seiten breite Täler hat; denn im Osten und Westen hat es das gar anmutige Tal der Donau, im Norden aber das Tal der Blau, die durch die anmutigsten Gefilde herabrinnt, und im Süden das überaus fruchtbare Tal der Iller, zwischen Westen aber und Norden hat es den fruchtbaren und wonniglichen Michelsberg, so daß das Ulmer Land nicht durch allzugroße Ausdehnung widerwärtig und nicht durch allzu viele Berge beengt ist“ (Tract. 51). Im Stadtgraben bemerkt er „viele Fische und Gänse, die nicht zu Hause gehalten werden, und



andere Wassertiere“ (Tract. 49); die städtische Leinwandbleiche ist „eine große mit Blumen besäte Wiese“ (Tract. 48). Umfangreichere Naturschilderungen finden sich aber nur im letzten Hauptstücke des Tractatus, das über die Klöster in der Umgebung Ulms und über ihre Namen, ihre Geschichte und Lage handelt. Bezeichnend für Felix Fabri ist seine Ansicht, daß man „bei der Betrachtung der natürlichen Lage dieses Ortes (nämlich des Klosters Elchingen) Rücksicht nehmen muß auf den Namen des Ortes, der in seiner Erklärung die Beschaffenheit des Ortes darlegt“ (Tract. 153). Dieses Rezept befolgt er nicht nur einmal. Aber abgesehen von diesem etymologischen und anderem phantastischen Beiwerk, ist eine Beobachtung der landschaftlichen Lage, ihrer Reize und Besonderheiten wenigstens vorhanden, wenn man sie auch nicht nach unserem modernen Geschmacke gut heißen kann. Immerhin spricht er nicht übel über die Lage Elchingens (Tract. 153), über den Lauf der Schmiech (Tract. 187), über eine seltsam geformte Höhle im Aachtale (Tract. 188/189) und über wildzackige Berge (Tract. 192), besonders ausführlich über die Blau und ihren Ursprung, über den Kreislauf des Wassers im Weltall und über das Rauschen des Wassers in Höhlen und Klüften, worin er allerlei Musikweisen und Harmonien hören will, sowie über den staunenswerten Anblick der Felsspalten und Felsgrotten (Tract. 194—198). — Über die Natur in der Umgegend Ulms wußte Felix wenigstens einiges zu sagen, da er selbst auf jenen Felsen der Schwäbischen Alb herumgestiegen ist (Tract. 198; Evag. III, 279) und also aus eigener und direkter Quelle schöpft. In der Descriptio aber hat er den Mangel einer genügenden Beschreibung Deutschlands schwer empfunden (Gold. 54); das Werk soll seiner ursprünglichen Anlage nach geographisch sein, jedoch reicht die geographische Schilderung nur bis zum 13. Kapitel, um dann ganz hinter dem geschichtlichen und volkskundlichen Element zurückzutreten, was ihm natürlich leichter fiel. Doch findet sich diese Verquickung von Geschichte und Landesbeschreibung auch in anderen damaligen geographischen Werken, z. B. bei Enea Silvio. Auch hier in der Descriptio merken wir deutlich, wo Fabri mit eigenen Augen einzelnes gesehen hat und wo er sich auf andere Werke verläßt. Diese hat er zudem des öfteren ungenau benutzt, so daß Verwirrung, Verwechslung und Widersprüche in den geographischen Teilen der Descriptio nicht selten sind.[1] Näher auf die unklaren Kennt-

[1] Hier hat besonders Escher in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe die geographischen Angaben und die Quellenbenutzung Fabris näher geprüft.



nisse Fabris über die Lage und die Grenzen Germaniens einzugehen lohnt sich nicht (Gold. 46/47). Die geographische Schilderung des Laufes der Donau wird, da sie ziemlich oberflächlich ist, durch einen Exkurs auf die Sage von Jason und der Argonautenfahrt bereichert (Gold. 47—49). Was er über den Ursprung des Rheins erzählt, macht ebenfalls Kopfzerbrechen, jedoch bemerkt er die tiefgrüne Farbe und den Salzgehalt des Wassers und weiß auch von Ruinen, die dort stehen, aber alles wohl nur aus der Lektüre, sonst wäre die Beschreibung nicht so verworren. Dagegen selbst gesehen hat er den Rheinfall bei Schaffhausen mit den waghalsig hindurchfahrenden Schiffern, und die Stromschnellen bei Laufenburg und Rheinfelden, sah ferner selbst, wie dort die Schiffe an Tauen stromauf gezogen werden, sah die steten Uferveränderungen des Rheins bei Straßburg, die eine Erneuerung der dortigen Holzbrücke oft notwendig machen (Gold. 50—54). Über Litauens Lage und landschaftlichen Charakter weiß er nur Allgemeines (Gold. 61). Seine Angaben über den „Mons Svevus" sind unklar und widersprechend (Gold. 74/75), worauf schon Escher hinweist. Danach lokalisiert Fabri die Schwaben ursprünglich an der Ostsee (Gold. 75), daneben aber stehen noch zwei andere Möglichkeiten für ihre Abstammung, die er aus Gottfried von Viterbo entlehnt hat (Escher 127/128). In der Beschreibung Schwabens rechnet er den seiner Lage nach ganz unklaren Mons Svevus als Kette des ihm von Enea Silvio her bekannten europäisch-asiatischen Zentralgebirges. Er weiß hier wie schon bei den Grenzen Deutschlands weder „zu umfassenderen Anschauungen durchzudringen", noch vermag er die Angaben der ihm vorliegenden Ptolemäischen Karten mit denen Enea Silvios und mit seinen mittelalterlichen geographischen Quellen, Isidor u. a., zu vereinigen. Auch geschieht es wohl aus der eigenen Verlegenheit heraus, wenn er sagt, die verschiedenen Bezeichnungen für das von Donau und Rhein begrenzte Land, Alemannien, Germanien, Teutonien, Cimbrien und Franconien, gelten das eine Mal für das ganze Land, ein anderes Mal nur für einen Teil (Gold. 54). Die Schilderung Schwabens, seiner Grenzen und seines allgemeinen landschaftlichen Charakters stammt aus Isidor, kommt also für uns auch nicht eigentlich in Betracht (Gold. 75).

Eine Fülle von naturkundlichen, geographischen, geologischen Bemerkungen und eine Reihe landschaftlicher Schilderungen birgt dagegen das Evagatorium. Vor allem in der Beobachtung des Merkwürdigen und der Einzelheiten ist Fabri groß. Es ist erstaunlich, welches

Augenmerk er hatte für allerlei bunte und merkwürdig geformte Steinchen auf dem Boden und Felsstücke, für die Bodenbeschaffenheit der einzelnen Landstriche und für Vogelspuren, für allerlei kleines Getier des Heiligen Landes und für die großen Tiere. Besonders auch die letzteren, Kamel, Esel, Nilpferd, Krokodil, Delphin usw. werden ihren verschiedenen Eigenschaften und ihrem Aussehen nach liebevoll in oft längeren Abschnitten von ihm beschrieben. Daneben aber fehlt auch das fabulose, unkritische Element nicht; ruhig glaubt er mit Vincenz v. Beauvais an die Sage vom Pelikan, der mit seinem Blute die getöteten Jungen wieder zum Leben bringt, und an den Phönix, der aus der Asche verjüngt und lebendig aufersteht (Evag. III, 188—190) oder an die Existenz von Greifen, die er genau beschreibt (Evag. III, 231/232); mit Ovid sieht er den Uhu als Unglücksvogel an (Evag. III, 74/75), und fremde ihm unbekannte Tiere gehören, wie er glaubt, unter die Gattung der Satyrn und Faune (Evag. III, 34). Fabelhafte Züge weiß er ferner vom Krokodil (Evag. III, 133—136) und von den Fledermäusen (Evag. II, 164). — Auch die Bäume und Gesträucher des Heiligen Landes und Ägyptens werden von ihm eingehend beschrieben, nicht zusammenhängend, sondern, wie schon bei den Tieren, schiebt er bald da, bald dort einen kleinen Abschnitt ein über den Ölbaum oder die Feigen- und Orangenbäume und die Balsamstauden und die Gewinnung des Balsams, über Dattelpalmen und Kastanienbäume. Auf einer Insel findet er einige ihm mit Namen bekannte Blumen oder ein andermal ein heilsames, wohlriechendes Kraut (Evag. I, 156, 157) oder blühende, lieblich duftende, aber mit Dornen bewehrte Bäume (Evag. II, 440). Die Obstgärten und die Rosen und andere Blumen zu Jericho lobt er in einem besonderen Abschnitte (Evag. II, 60/61). Auch die verschiedenen Bäume im Garten der Mönche am Sinai, ihr verschiedener Nutzen und ihre Bewässerung finden ihre Stelle in der Reisebeschreibung (Evag. II, 476). — Anderes trägt einen allgemeineren landschaftlichen Charakter. So freut er sich an einer Mondscheinwanderung bei Zypern und an einem Wiesentale (Evag. I, 172—173). Sicherlich hatte er Sinn für landschaftliche Reize — er rühmt die Anmut der Lage des Städtchens Bethyr (Evag. II, 183/184) oder charakterisiert das Bergland Judäa (Evag. II, 19) und zählt auf, was er von einem hohen Berge im Heiligen Lande aus sieht (Evag. II, 75/76). Er gesteht, er sei lieber in der Wüste gewesen, wo täglich, ja fast stündlich das Landschaftsbild wechselte und es immer etwas Neues zu sehen gab, als im fruchtbaren, angenehmen und schönen Ägypten (Evag. II,

424). Er sagt viel Richtiges über das allgemeine landschaftliche Bild der Wüsten, auch an Hand von Bibelstellen (Evag. II, 390—398), legt den geographischen Begriff der Namen Palästina, Klein- und Großarabien dar und sucht letzteres sowie die Wüste Syn zu schildern (Evag. II, 377/378, 386—390). Manche Stadt skizziert er in ihrer Umgebung, so Hebron, Bethanien (Evag. II, 84/85, 339) und das entzückend zwischen hohen, stufenweise ansteigenden Bergen gelegene Larmotum (Evag. III, 369/370). Freudig überrascht ist er von der ganz anderen Vegetation und dem Landschaftsbild, wenn man aus der Wüste nach Ägypten kommt (Evag. III, 1—2, 9). Noch eine Menge anderer Beispiele obiger Art ließen sich anführen, doch sei es mit den bereits angeführten genug. Nur das sei noch erwähnt, daß er uns auch die Lieblichkeit paradiesischer Alpentäler ausmalt samt den Schrecknissen der Schneeriesen (Evag. III, 441—444). — Was alles an historischen und anderen Abschweifungen zwischen diese Naturschilderungen hineintritt, ist natürlich hier nicht zu erwähnen. Doch lohnt es sich vielleicht, auf die allgemeinen Ansichten Fabris über die Natur und ihre Gestaltung und auf manches andere, was von seinem naturwissenschaftlichen Interesse zeugt, noch einen Blick zu werfen. Er gibt eine geographische Beschreibung der verschiedenen Meere, berichtet einiges über den Kreislauf des Wassers (ähnl. im Tract.), stellt die Gründe über den Salzgehalt des Meerwassers zusammen und beschreibt die verschiedenen Eigenschaften des Wassers (Evag. I, 107—114). Die Fruchtbarkeit einer Insel führt er auf das Salz zurück, das das Meereswasser dort zurücklasse und das dann in der Sonne verdampfe (Evag. I, 157). Andererseits glaubt er, daß das Wasser in einer gewissen Zisterne durch Drachen und durch unterirdische Ströme geleitet wird (Evag. I, 372); das Intermittieren des Baches Siloe ist nicht von Natur aus so, sondern geht auf ein Wunder des Propheten Jesaias zurück (Evag. I, 419). Der Stern der drei Weisen fiel nach Verrichtung seiner Funktion als Wegweiser in eine gewisse Zisterne (Evag. I, 448). Einige kleine Hügel führt er ihrer Entstehung nach auf das Zusammenwehen des Sandes durch den Wind zurück (Evag. II, 62). Er weiß etwas davon, daß das Meer früher in Alpentälern usw. viel höher stand (Evag. I, 75 u. 78). Auf Milos findet er u. a. Höhlen mit Salpeter und Austernschalen hoch oben auf den Bergen, wodurch in ihm die Erinnerung an frühere Sintfluten wachgerufen wird (Evag. III, 319—322). Einen kurzen Abschnitt schiebt er ein über Wesen, Begriff und Entstehung der Inseln (Evag. I, 153/154).



Im Anfang war die ganze Welt mit Wasser bedeckt; durch das Feuer der Gestirne wurde das Wasser an der Oberfläche des oberen Teiles der Erde ausgetrocknet zur Bewohnung durch Menschen und Tiere; so war nur noch um die Erde herum Wasser; die Erde war eben und ohne Berge. Darauf kamen Wasser und Meere herein, und durch Wassergewalt, Erdbeben und Wind entstanden die Berge und Täler. Er nimmt (von Enea Silvio) den Gedanken von einer zusammenhängenden, nur durch Flußtäler unterbrochenen Kette von Bergen von den Alpen bis nach Indien auf. Die Berge entstanden nicht plötzlich, sondern allmählich, ebenso allmählich ist ihr Zerfall, was man an dem vielen Geröll in den Alpen sieht (Evag. III, 441–443). Gott ist natürlich der Schöpfer von allem, er zündet auch das Feuer in den Vulkanen an (Evag. II, 478; vgl. Tract. 148, 153, 196). Fabri erörtert ferner die Gründe für den angeblichen Mittelpunkt der Erde in Jerusalem, was ihm aber zweifelhaft ist, da die Karten von Ptolemäus und einige Schriftsteller dagegen sprechen; die Bibel ist ihm aber doch schließlich ausschlaggebend und ihr glaubt er ganz ausdrücklich (Evag. I, 306/307). Auch später zählt er noch einmal einige Theorien über den Mittelpunkt der Erde auf, beschreibt kurz die Grenzen der drei damals bekannten Weltteile, wobei er sich nicht versagen kann, dem Ursprunge dieser drei Namen, Asien, Afrika und Europa, nachzugehen – an anderer Stelle berichtet er über den vergeblichen Versuch der Spanier Ende des 15. Jahrhunderts, Afrika zu umsegeln (Evag. II, 536) – und spricht dann über die sechs paradiesischen Länder mit ihren verschiedenen Wundern (Evag. III, 272–276). Über das Landschaftsbild des Paradieses macht er sich eine angenehme Vorstellung; aus ihm entspringen Ganges, Nil, Euphrat und Tigris (Evag. II, 44/45; III, 108, 111, 122/123); der Jordan hat seine Wasser aus dem Tigris und Euphrat und damit auch aus dem Paradiese (Evag. III, 133); an anderer Stelle hat der Jordan zwei Quellen, den Jor und Dan [!] (Evag. II, 44/45). Er nimmt ohne weiteres die Nachricht von Hieronymus auf, daß am Ganges goldene Berge sind, die von Drachen und Greifen und anderen Ungeheuern bewacht werden (Evag. II, 468, 537), und glaubt an die Wirkung der Magnetberge auf Schiffe, die eiserne Bestandteile haben (Evag. II, 470). Die Ansichten seines Zeitalters über die Naturkräfte wirken auch mit, wenn man den Zorn Gottes im Wüten des Sturmes durch Gelübde und Gebet zu beschwichtigen sucht (Evag. III, 323, 325). — Die geographischen Vorstellungen Fabris sind auch im Evagatorium keines-



wegs klar, weder über Oberlauf und Ursprung des Nils (s. oben) noch den des Jordans oder anderer Flüsse, noch sonstwie. Er sagt selbst, bis zu dem Zeitpunkte, wo er selber vom Sinai her nach Ägypten zog, habe er das Rote Meer für verbunden mit dem Mittelländischen Meere gehalten (Evag. II, 535); aus seinen Quellen ersehe er, daß Memphis, Kairo, Babylonia, Heliopolis und Theben dieselbe eine große Stadt sei (Evag. III, 19, 79, 80). Ein Arm der Donau, der Ister, geht ins Istrische Meer (Evag. III, 375). Den größten Teil seiner geographischen Notizen bezieht er eben aus fremden, z. T. fabulierenden Quellen. Ihn persönlich interessiert augenscheinlich mehr das Merkwürdige und das, was für die heilige Geschichte in Betracht kommt, weniger das Geographische. So zählt er die verschiedenen Meinungen darüber auf, was unter den Heuschrecken und dem wilden Honig zu verstehen sei, die die Nahrung Johannes des Täufers waren, kommt aber zu keinem festen Ergebnis (Evag. II, 49—51); ebenso berichtet er über das Wesen des jüdischen Manna (Evag. II, 447—449) oder gibt eine Zusammenstellung über allerlei Quellen, die angeblich wunderbare Wirkungen haben bzw. hatten (Evag. III, 10—12).

Es sei hier nur mit wenigen Worten berührt, wie sich die „Sionpilgerin" zu den vorher behandelten Fragen stellt. Es darf uns nicht wundernehmen, wenn ausdrücklich an einigen Stellen darauf verzichtet wird, auf „weltliche, wunderbarliche Dinge" zu achten (so Sp. fol. 242a, 244a, 245a) oder wenn die Sionpilgerinnen die Sphinx anspeien und davor fliehen (Sp. fol. 248 a). Dies hängt mit der ganzen Absicht zusammen, der das Buch dienen will, nämlich solche Personen, die die leibliche Pilgerfahrt zu den heiligen Stätten nicht ermöglichen können, im Geiste dorthin zu führen; das Buch ist als Andachtsbuch für die tägliche Lektüre gedacht. Dennoch finden wir Städtebeschreibungen, öffentliches Leben und städtische Einrichtungen erwähnt, ferner guten Wein, fremdländische Tiere und auch da und dort ein wenig Landschaftschilderung und kleine Naturbeobachtungen, nur nicht so breit und ausführlich wie im Evagatorium. Der zweite und dritte Teil der „Sionpilgerin", wesentlich kleiner als der erste, handelt über die Pilgerfahrt von Ulm nach Rom und Italien und von Ulm nach Santiago de Compostella in Spanien und den sonstigen heiligen Stätten in Frankreich, England und Deutschland. Diese zwei letzten Teile enthalten so gut wie gar keine Schilderung „weltlicher" Dinge.



IV. DIE ERFASSUNG DER PERSÖNLICHKEIT DURCH FABRI

Wir haben gesehen, wie Fabri die deutschen Stämme und die Mohammedaner geschildert hat. Er geht aber auch auf einzelne Personen ein, besonders als er die Ulmer Geschlechterfamilien behandelt. Wie ist ihm nun diese Charakteristik einzelner Persönlichkeiten, zeitgenössischer und solcher, die schon der Geschichte angehörten, gelungen? Bis zu welchem Grade ist sie individualisierend? — Der adlige Ursprung der Ehinger ist vielen zweifelhaft, „obwohl sie die Sitten hoher und berühmter Adliger haben; denn meistens sind sie verständig und beredt, reich und freigebig, mächtig und gebildet, was wahrhaft Eigenschaften der Adligen sind" (Tract. 82). Einen zeitgenössischen Bürgermeister aus dieser Familie, Johannes Ehinger, nennt er „einen bedeutenden Mann" (Tract. 84). „Wir haben in unseren Zeiten von den Ehingern gereifte, verständige und mächtige Männer gesehen, wie den Bürgermeister Ulrich Ehinger, die gesetzeskundigen Doktoren Johann und Georg, und jetzt Ulrich usw." (Tract. 84/85). Öfters werden auch fromme Stiftungen und ähnliches erwähnt, um die Tüchtigkeit der Familie darzutun. Ähnliche allgemeine Prädikate wie treu, redlich, fest, kraftvoll, kühn, herrlich, verständig, angesehen, fromm, ehrsam, wehrhaft, wacker, würdig, finden wir bei einigen Familien; oft wird nur der äußere Lebenslauf der Adligen in aller Kürze angegeben. Es will schon viel bedeuten, wenn er über Johannes Neithart berichtet: „zwar ein weltlicher Mann und ohne einen Grad schulmäßiger Auszeichnung, aber ein gelehrter Geschichtschreiber, der belesen ist in den Werken der Redner und Dichter, den Bukolika und Komödien, Virgils Äneis, Senecas Tragödien, Ovids Metamorphosen und den übrigen Klassikern", und wenn er dessen verschiedene Ämter und Größe des Körpers hervorhebt (Tract. 95). Über die Ulmer Familien der Lieber und der Heintzler gibt er zwei einander ganz ähnliche farblose Charakteristiken: „sie begaben sich nach Ulm, wo sie Mitbürger der Adligen geworden sind und heute durch Ehren, Reichtum, Söhne und Freunde glücklich und durch hervorragende Würde und Tüchtigkeit berühmt sind" (Tract. 99, 106). Offenbar wußte er nicht mehr von ihnen oder wollte auch nichts weiter über sie berichten aus irgendwelchen Rücksichten. Von einem Mitgliede der Familie Stammler erwähnt er, er sei sonst ein recht tätiger Mann, stottere aber so sehr, daß man, wenn er spreche, nicht gut verstehen könne, was er wolle (Tract. 100). „Der



jetzige Stadtschreiber ist Herr Caspar Schwertfer, ein Mann von Verstand, allzeit dienstfertig und arbeitsam, rechtschaffen und fest auftretend: der lehret viele junge Leute und nähret geschulte Männer in seiner arbeitsvollen Kanzlei" (Tract. 131). Nichtssagend ist wiederum folgendes: einer aus der Familie Weiß, „der den besten Teil erwählte, trat in den Orden der Prediger ein, trachtet mit Eifer nach guten Werken und harrt bis auf den heutigen Tag als Mitbruder und Pater Melchior Weiß bei uns aus, und allmählich vom hohen Alter erschlafft, sehnt er sich nach den himmlischen Wohnsitzen" (Tract. 120). Von einer Frau, die er in seiner Jugend in Diessenhofen sah, ist ihm noch im Gedächtnis geblieben, wie sie von Gold strahlend, bei ihm Staunen erregte (Tract. 115). Für die Äbte und Priorinnen, die die umliegenden Klöster bei Ulm reformiert haben und die er mehr — und auch besser — durch ihre Taten charakterisiert, hat er meist nur die Bezeichnungen verehrungswürdig, fromm, gottergeben, friedlich, klug, mannhaft (letzteres sagt er über Priorinnen, Tract. 170, 183), reif, verständig, gelehrt, hochberühmt, ansehnlich, ausgezeichnet u. a. Die Vorsteherin der Klause Weiler, „die gottergebene und fromme Schwester Adelhaid Aßweldin" ist „eine Frau von besonderer Uneigennützigkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit und herrscht wirksamer durch eine gewisse bemerkenswerte Güte, Freundlichkeit und Milde, als mancher andere mit Gewalt und Schärfe herrschen könnte" (Tract. 193).

Aber auch hier war es seine große Reise, die ihn die Menschen besser kennen lehrte, wie er es selbst ausdrückt; denn er schätzt sehr die Erfahrung, die man durch das Reisen zu Wasser und zu Lande und durch die dabei bestandenen Gefahren gewinnt: man lerne sich und die eigenen Unvollkommenheiten dabei besser kennen in jenen schwierigen Lebenslagen, seine Gebieter haben ihn, Felix Fabri, besser kennen gelernt als seine Ordensbrüder, mit denen er 30 Jahre zusammengelebt habe, und er kenne seine Ritter besser, als sie von ihren Ehefrauen gekannt werden (Evag. II, 8). Jedoch gelingt es ihm nicht ganz, als er diese seine Reisegenossen aufzählt, jeden individuell kurz zu charakterisieren, wenn er auch bei dem einen größere Körperstärke und Körpergestalt und angenehmeres und freimütiges Wesen im Umgange, bei dem andern die vortreffliche Handhabung der Musikinstrumente hervorhebt (Evag. I, 85). Den Koch des Ulmer Predigerklosters, Bruder Melchior Sicz, der auch die Reliquien des heiligen Michael für echt hielt, nennt er einen „einfältigen und guten Mann" (Evag. II, 57).

Johannes von Preußen, dem er ausdrücklich aus sicherer Quelle, nicht vom Hörensagen dieses Lob spendet, ist von adligem Geschlechte, hat eine große Gestalt, langen Bart und ist mit einer verehrungswürdigen Kahlheit geziert, er ist sehr verständig, von großer Erfahrung, sittenstreng, gewissenhaft und gottesfürchtig. Von Heiden und Christen sehr geachtet und gefürchtet, ist er für die heiligen Stätten und für die Pilger von großem Nutzen (Evag. II, 2). Ähnlich schildert er den venezianischen Konsul zu Kairo als mit einer starken Glatze und langem Barte versehen, mit einer langen roten Tunika bekleidet, freundlich, beredt und zuvorkommend (Evag. III, 32/33). Der armenische Erzbischof zu Jerusalem ist ein reifer, schöner und verehrungswürdiger Mann (Evag. I, 267). Ganz deutlich fällt ihm die Veränderung an Geist, Betragen und Gesicht auf, die ein Pilger zeigte, seitdem er nur mit Mühe dem Ertrinken im Jordan entgangen war (Evag. II, 39). Günstig beurteilt er die beiden Trutzelmänner und schildert sie vor allem nach ihrer moralischen und religiösen Seite (Evag. II, 108–110; III, 32). Die Eselführer der Wüste und ihren Gesamtcharakter hat er gut getroffen: furchtlos, von schöner Gestalt, dienstfertig, höflich und frostig, mäßig im Zorne; wegen ihrer Kenntnis der Sprachen und Sitten des Landes und wegen ihrer Furchtlosigkeit sind sie zu Führern gut geeignet (Evag. II, 381). Von einer sarazenischen Frau weiß er nur zu berichten, daß sie mutig auf dem schwierigen Gelände geritten sei und jung und „auf ihre [!] Weise" geschmückt sei; ihr Gesicht konnte man wegen des schwarzen Schleiers nicht sehen (Evag. II, 35). Ein andermal unterhält er sich mit „schönen, ziemlich großen" Mädchen, die sich freundlich gegen die Pilger zeigten und in ihrem Hause, wo sie ja kein Schleier verhüllte, „angenehme Gesichtszüge" trugen (Evag. II, 135).

Soweit was Fabris Zeitgenossen anbelangt. Wenn er aber auch Persönlichkeiten, die der Vergangenheit angehören, charakterisiert, so ist er darin natürlich zu einem guten Teile von der Fähigkeit anderer Autoren abhängig, da er ja, wie wir später sehen werden, nicht auf ersten und direkten Quellen, sondern vorwiegend auf indirekten, schon von anderen verarbeiteten und wohl auch verfälschten Quellen fußt. Die Schilderung der Jerusalemer Könige, Gottfrieds von Bouillon, Balduins I. und II. und III. und Amalrichs zeigt viele individuelle Züge (Evag. II, 268, 270, 271, 278, 281). Ebenso tragen die Charakteristiken der deutschen Kaiser weithin ein individuelles Gepräge, besonders bei Friedrich I. und Friedrich II., aber auch bei Philipp von Schwaben und



bei den Saliern (Gold. 102, 114), ohne daß damit gesagt sein soll, daß er bei jedem deutschen Kaiser überhaupt eine Charakteristik gibt. Als er aber über die habsburgischen Kaiser redet, sei es, daß er sie besonders, sei es, daß er sie durch ihre Taten schildert, da kennt er fast nur gute Züge an ihnen, von Rudolf von Habsburg an (Gold. 127) bis hinauf zum gegenwärtigen Kaiser Friedrich III. und seinen Verwandten. Friedrich III. war und ist heute noch friedliebend, ruhig, von einzigartiger Geduld und sehr weise, leitet vieles in der Welt in Stille und Ruhe über das Maß hinaus; durchaus ergeben in religiösen Dingen, den Klerikern und Mönchen zugetan, den Guten ganz geneigt, gesetzt in Sitten und sehr mäßig in Speisen, Trinken und Schlafen. Und was von guten Männern gesagt zu werden pflegt [!], kann ohne Heuchelei jenem Kaiser zugeschrieben werden. Dann verteidigt er ihn gegen den Vorwurf, er sei lässig und zäh (Gold. 184). Maximilian übertrifft aber in vielen Vorzügen seinen Vater, an Adel der Geburt, an unternehmendem und tätigem Wesen, an kriegerischem Sinne, Freigebigkeit und Leutseligkeit. Schon sein glänzender Name Maximilian war ein Vorzeichen für die künftigen Vorzüge, worauf eine lange Erörterung über diesen Namen folgt (Gold. 199). Zu einem geradezu begeisterten Schwung erheben ihn die körperlichen Vorzüge des jungen Philipps (Gold. 209—210).

Es sind verhältnismäßig wenige Beispiele, in denen er uns Persönlichkeiten charakterisiert, und wo er es tut, da darf man doch wohl sagen: Fabris Stärke liegt jedenfalls nicht in der Charakteristik. Dies zeigen uns besonders auch seine Worte über die Ulmer Adligen, die er doch näher kennen mußte. In nicht wenigen Fällen ist es mehr ein — halb bürgerlich, halb geistlich gerichtetes — Idealbild, das er von den einzelnen Leuten, wie zum Teil auch von Völkerstämmen, gibt, oder ein Standesbild, so wie man sich die Angehörigen des betreffenden Standes landläufigerweise vorstellt. Daß aber andererseits Fabri auch nicht einer gewissen, wenn auch nur mittelmäßigen, Gabe für die Beobachtung einzelner Leute entbehrt, ist sicher. Und vielleicht sah er mehr, als er in seiner Unbeholfenheit durch das Wort zum Ausdruck bringen konnte; es mag wohl auch stark mitgewirkt haben, daß ihm die Schilderung einzelner nur nebensächliches Interesse abgewinnen konnte, da er in seinen Werken doch mehr andere Zwecke verfolgte. Von psychologischem Verständnis kann bei Fabri nur in bescheidenem Maße gesprochen werden; ihm fällt mehr das Kleine und



Äußere auf, wie bei seiner Naturbeobachtung und seiner Schilderung des öffentlichen Lebens auch.

Woher aber kam ihm diese Begeisterung für die habsburgische Dynastie, die wir kurz vorher kennen gelernt haben? Was führte ihn dazu, Friedrich III. so sehr in Schutz zu nehmen? Die Antwort gibt uns der Patriotismus Fabris, über den das nächste Kapitel handeln soll, eine Seite in Fabris Wesen, von der aus uns noch manches andere, nicht nur seine Personenschilderung, neu beleuchtet werden wird.

DRITTES KAPITEL

FELIX FABRIS PATRIOTISMUS

Das Motiv der Heimatliebe stand bei der ausführlichen Schilderung Ulms, seines Lebens und seiner Verfassung mit im Vordergrund. Es durchzieht überhaupt den ganzen Tractatus und bricht auch gelegentlich in Descriptio und Evagatorium und in der Sionpilgerin hervor. Der Stolz auf Ulm und das Lob Ulms vereint sich mit dieser Liebe zu der alten und mächtigen Reichstadt. In immer wieder neuen Variationen rühmt er die Frömmigkeit und Tüchtigkeit der Bürger, das Alter der Stadt, ihre Macht und Bedeutung und ihre reichen und kraftvollen Geschlechter, ihren Handel und ihr Gewerbe, ihre Verfassung, das gute Stadtregiment und ihre wohlangesehenen und bedeutenden Beamten und tapferen Kriegsleute und besonders auch die bemerkenswerte Geschichte ihres Emporkommens. Lokalpatriotismus, reine Begeisterung und religiöses Gefühl treffen sich in der Schilderung des Münsters, dessen Gründung er ausführlich erzählt und von dem er zehn besondere Vorzüge hervorhebt; denn es ist größer als alle Pfarrkirchen, hat mehr Lichtfülle und ist reicher an Altären und an Geistlichen, auch reicher an freiwilligen Gaben, nirgends finden sich mehr Leute als in dieser Pfarrkirche, und nirgends ist daher auch die Austeilung der Sakramente häufiger, auch hat sie zwei Kirchhöfe; das neunte Besondere ist die große Zuneigung und Liebe der ihr Eingepfarrten, die sich in vielen Pfründen und Stiftungen zeigt, auch erfreut sich der Pfarrer des Münsters großer Privilegien. „Der riesige und erhabene Glockenturm strebt heute zur Ehre der göttlichen Majestät, wie wenn er in den Himmel wachsen wollte, in die Höhe" (Tract. 38–41; Sp. fol. 12a). Das Unternehmen dieses gewaltigen Baues aus eigenen



Mitteln der Stadt und der Bürger ist ihm ein Beweis für die Großherzigkeit und Kühnheit der Gründer. Er erwähnt stets, wenn ein Vertreter eines Ulmer Geschlechtes Messen, Lampen und Almosen gestiftet hat oder gar selbst in ein Kloster eingetreten ist oder sonst eine Rolle in der Geschichte eines Klosters spielt. Und er glaubt, daß die Ulmer eher ihr eigenes Gemeinwesen selbst auflösen würden, ehe sie einen Bastard als Bürgermeister annehmen würden, auch wenn es der Sohn eines Fürsten wäre, etwas, was dagegen bei den Italienern keine Seltenheit sei (Tract. 60). „Von alters her sind die Ulmer gewöhnt, hervorragende und edle, durch ihr Geschlecht berühmte, in den Waffen geübte, durch ihre Rechtschaffenheit bekannte Männer zu haben, die das Gemeinwesen durch Waffen und Kriege geschützt und nicht nur durch ihren Mut und Geist, sondern noch mehr durch den Ruhm ihres Geschlechtes und durch die Rechtschaffenheit ihrer Sitten den Feinden Furcht eingeflößt haben“ (Tract. 56.) Er zählt alle berühmten Geschlechter Ulms einzeln auf (Tract. 77 ff.) und sagt sogar von einem: „ich wollte, daß von diesem herrlichen Geschlechte noch einige vorhanden wären, denn dieses ganze große Geschlecht ist bis auf einen Nachkömmling, der ohne Frau und Kinder ist, herabgekommen“ (Tract. 89). In Ulm herrscht eine schöne Einigkeit der Bürger (Tract. 2). So kommt es, daß kein Fürst Ulm zu bekriegen wagt (Tract. 145), daß es sein städtisches Eigentum sichert (Tract. 142) und ebenso das seiner Bürger (Tract. 2), daß es bei den deutschen Kaisern gar angesehen ist und war (Tract. 67), daß es „heute keine Stadt im Reiche gibt, die freier wäre als Ulm, in der kein Fürst, kein Bischof, kein Abt etwas hat außer unter der allgemeinen Steuer der Stadt“ (Tract. 144). Trotz vieler Beeinträchtigungen durch Baiern war niemals das Ulmer Gemeinwesen höher an Reichtum, stärker an Bevölkerung, kühner an Mut, mächtiger an Waffen, fester durch seine Mauern, sicherer durch allerlei Beistand, glücklicher durch seine Freunde, furchtbarer den Feinden, unerträglicher den Schlechten, geschätzter bei allen Schwaben, Edeln und Geringen, und bei dem Vaterland eines jeden, und notwendiger dem Reich und den Fürsten, als zu dieser Zeit im Jahre des Herrn 1489. Denn wenn die Ulmer nicht gewesen wären, so wäre im vergangenen Jahre ganz Schwaben und das Land der Herzöge von Österreich zwischen Schwaben oder der Nachbarschaft von Schwaben in die Hände fremder Herren verkauft und jetzt übergeben worden (Tract. 148). Wir sehen, dieses reichstädtische Bewußtsein gegen fürst-

liche und adlige Übergriffe trägt Fabri kräftig in sich (so auch Tract. 103, 146 in einzelnen Ausdrücken). Er betont, daß der Schwäbische Städtebund auf Veranlassung des Kaisers entstanden und gegen den Übermut des Adels gerichtet sei (Gold. 171). Für ihn ist Ulm die „holde Stadt", „unser Ulm" (Tract. 53, 139). Sie wird heute von den „besten Gesetzen" regiert (Tract. 128). Und er bemüht sich, Gründe aufzuführen für das hohe Alter der Stadt (Tract. 12ff.) und für den großen Bevölkerungszuwachs (Tract. 146/147). „Heute in der Gegenwart sehen wir die schönste Form ihres Aussehens", die sie seit ihrer Erweiterung gehabt hat (Tract. 42), so ist sie im Innern anmutig, hat Gewässer und hohe Häuser, helle und vor allem auch reinliche Straßen (Tract. 52). Arm und reich wohnt gerne in ihr und findet dort seinen Lebensunterhalt (Tract. 52). Er führt besonders fünf großartige und bedeutende Werke der Ulmer an, die sie in kurzer Zeit vollendet haben: neben der Befestigung der Stadt und dem Bau des Münsters, neben siegreich bestandenen Belagerungen, besonders durch Karl IV., und den zahlreichen und klug begonnenen Gebietserwerbungen ist es aber besonders der Loskauf Ulms von allen Rechten, die das Kloster Reichenau über die Stadt gehabt hatte, der Fabri zu wiederholten Malen die Ulmer und ihre Klugheit und geschickt die Situation ausnützende Beharrlichkeit rühmen läßt. So ist heute die Stadt ganz frei, mächtig und berühmt geworden (Tract. 143, 140, 27). Das Interessante hierbei ist, daß Fabri sich hier auf die Seite der Reichstadt gegen seine eigenen Standesgenossen stellt; nur muß man andererseits berücksichtigen, daß der Reichenauer Klerus heruntergekommen war. Fabri deckt diese Verkommenheit wie auch die anderer Klöster bei Ulm ruhig auf.

Wohl hatte Fabri Grund genug zu seiner warmen Begeisterung. War es doch die Zeit des Schwäbischen Bundes, wo Maximilian allein durch das Heer der deutschen Städte aus der Belagerung in Brügge durch die aufständischen Niederländer befreit wurde, war es doch eben dieser Bund, der, wie Fabri von Ulm selbst erwähnt, seine Mitglieder gegen die Übergriffe anderer Fürsten wirksam schützte, da eine starke Reichsgewalt völlig fehlte. War es doch damals, als die großen Finanzleute den Verkehr mit Flandern und Venedig vermittelten, so in Ulm das Haus Rot, das 1480 mit 80000 Gulden Passiva fallierte. Der Steigerung des städtischen Wohlstandes entsprach eine rasche Entwicklung der Kunst.



In seiner Begeisterung werden Fabris Behauptungen und Superlative doch hier und da zu kühn, so besonders beim Ulmer Münster (Tract. 40). Immerhin aber finden wir, wie er da und dort ein „kaum“ oder ein „ich glaube“ hinzusetzt (Tract. 52). Auch unterdrückt er nicht, wie die Menge der Schweine durch Gestank und Unrat auf den Straßen die sonstige Reinlichkeit und Gesundheit der Stadt beeinträchtigen (Tract. 39). Er hat den alten Münsterplan gesehen und tadelt die jetzigen Ulmer in ihrer Kleinlichkeit, weil sie den Bau nicht so großartig ausführen, als er geplant war (Tract. 141), und heftigen Unmut empfindet er über die kleinmütige und zaudernde Haltung der jetzigen Ulmer im Güterankauf (Tract. 144). So wird dem Bilde Ulms etwas wenigstens von seiner Einseitigkeit genommen, wenn auch Fabris glänzendes Gemälde durch Hinzufügung stärkerer Schatten mehr an Plastizität gewonnen hätte. Aber wenn man das ganze Bild betrachtet, das er von Ulms Zustand und seinem Leben entwirft, so macht es trotzdem den Eindruck von Objektivität, und eine Tendenz zum Rühmen tritt nur selten zutage.

Auf seiner Reise ins Heilige Land kommen ihm immer wieder Erinnerungen und Vergleiche an die Heimat, an Ulm und seine Umgebung (z. B. Evag. I, 200, 229, 330, 411, 432, 451, 463; II, 120, 486; III, 81, 295, 383). Die in der Geschichte der Medizin eine Rolle spielende Insel Kos sah er mit Interesse, um den sehr berühmten und von ihm durchaus verehrten Ulmer Doktoren, unter denen er auch Steinhöwel aufzählt, davon berichten zu können (Evag. III, 266/267). In Venedig ist sein erster Gang zur deutschen Herberge, wo er einige ihm bekannte Ulmer trifft, Nachrichten und Briefe erhält (Evag. III, 388); in Niderdorf und in Innsbruck trifft er auf Ulmer (Evag. III, 453, 460). Und als er die Stadt Ulm vor sich sieht bei der Heimkehr, ruft er aus: „welchen Trost, welche Erquickung und Freude ich bei ihrem Anblick empfand, läßt sich denken in Anbetracht der Mühsale, die ich, während ich von ihr entfernt war, erduldete.“ Und dann bemerkt er mit Freude und Stolz, wie sich seit seinem Weggang die Stadt stark zu ihrem Vorteile verschönt und verstärkt hat, wie inzwischen neue Mauern und neue Türme und Gräben hinzugekommen und die alten verbessert worden seien (Evag. III, 465).

Daß aber bei Fabri nicht nur die Liebe zur engsten Heimat vorhanden ist, sondern daß sie nur ein Stück seines deutschen Nationalpatriotismus ist und mit ihr verquickt ist, zeigt das Folgende am aller-



besten. Von einem Berge der dalmatinischen Küste aus sieht er die Alpen, die Italien von Deutschland trennen: „O wie freute ich mich im Herzen, mein Deutschland zu sehen! Einst war es arm an Weisheit, Macht und Reichtum, jetzt aber ist es an herrlichen Werken nicht nur andern gleich, sondern es übertrifft das geschwätzige Griechenland, geht dem stolzen Italien voran und drückt das händelsüchtige Frankreich herunter. Wie wahr ist doch das Dichterwort: Süß ist der Heimatboden, der sich uns stets ins Gedächtnis zurückruft. Und ich konnte sprechen:

Vielfach umhergewandert in fremden unwirtlichen Landen
Kehr' ich zum Heimatstrand, schaue die Zinnen der Stadt.
Schwabenland, sei mir gegrüßt, o glückliches, du meine Heimat,
Und du, stattliches Ulm, mächtiges Bollwerk des Reichs!

Zu meinem Reisegefährten aber sagte ich: Seht, Herr Johannes, jetzt erblicke ich die Schwelle meines Heimatlandes, denn jene Berge, die wir hier vom Meere aus sehen, die betrachten meine Brüder im Ulmer Kloster von den Fenstern ihres Schlafraumes aus und sehen sie bei klarer Luft täglich. Dies ist der Schatz, den wir beide auf diesem Berge fanden, nämlich den Anblick der Grenzen unseres Heimatlandes" (Evag. III, 371). Wie er die Deutschen und besonders die Schwaben in ethnographischer Hinsicht schildert, wie er die Bedeutung des deutschen Handels und Gewerbes in aller Welt hervorhebt, haben wir ja schon gesehen. Überall trifft er auf Deutsche und weiß von ihnen zu erzählen. Er lobt die Deutschen auch wegen ihrer Frömmigkeit und schreibt ausführlich die Lobrede ab, die Enea Silvio an die deutschen Fürsten über deutsche Tüchtigkeit hielt, um sie zu einem Türkenfeldzuge zu ermuntern (Gold. 64—66). Daß er auch Deutschlands blühende Wissenschaft und Künste lobt und preist, werden wir in anderem Zusammenhange noch eingehender sehen. Verschiedene berühmte italienische Familien und französische Adlige führt er auf deutsche Abstammung zurück und bringt mehrere Beweise dafür vor, daß Karl der Große ein Deutscher war (Gold. 57/58). Aber er sagt auch, im Zusammenhang mit allerlei rühmenden Etymologien von „Germania": „wenn die Deutschen überall einig wären, würden sie die ganze Welt beherrschen" (Gold. 55) und hört gar wohl, wie die Deutschen im Ausland wegen ihrer Trunksucht verspottet werden (Gold. 72/73). Er sagt, daß nur deutsche Ritter die hochmütige und verbrecherische Unsitte haben, ihre Namen und Wappen an den Wänden



im Heiligen Grabesraume einzukratzen (Evag. II, 95). Auch haben wir schon gesehen, wie ein Vergleich der Gewänder der Venediger Bürger und der Venediger Gefängnisse und Rechtspflege mit denen der Deutschen stark zuungunsten der deutschen Verhältnisse ausfällt (Evag. III, 407, 410/411). Auch sind die Venediger ganz anderen Sinnes als die deutschen Bürger, indem sie nicht wie diese die Mönche ausschließen und meinen, die Städte werden durch Klöster und Kirchen entvölkert (Evag. III, 427). Er klagt über die Unreinlichkeit der Geräte in den christlichen Kirchen und vergleicht damit die glänzend saubere mohammedanische Moschee in Jerusalem (Evag. II, 230/231). Aber doch ist nach seinem naiven Urteil die deutsche Sprache die edelste und menschlichste Sprache; sie kommt zwar allen anderen Nationen barbarisch vor; aber, so meint er schließlich, mögen sie ihre Sprache haben und uns die unsrige lassen. Und mit Vergnügen plaudert er, sobald er von Italien auf deutsches Sprachgebiet kommt, mit Knaben, weil er sie gern deutsch sprechen hörte (Evag. III, 450).

Die Franzosen schildert er als stolze und äußerst leidenschaftliche Leute (Evag. I, 38/39), und er wirft den Italienern vor, daß ihr Adel durch dunkle und ehebrecherische Vermischungen befleckt sei und daß Bastarde ihren Vätern in hohe Würden folgen, was bei den Schwaben keineswegs zugelassen werde (Tract. 60).[1]

Und geradeso wie in der Gegenwart, so zeigt sich Fabris Nationalpatriotismus auch in seiner ganzen Geschichtsbetrachtung. In der Darstellung der mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kirche und Staat oder vielmehr, wie Felix Fabri es auffaßt, zwischen Deutschtum und Italien, steht er durchaus auf seiten der Kaiser. Die zeitweise wenig ruhmreiche Rolle der Deutschen und ihrer Kaiser in der Geschichte und die Bannsprüche der Päpste sowie der Ausgang der Staufer, all dies ist nur eine Folge der Verleumdungen und des Hasses der Italiener. Dieser Haß kommt daher, daß die deutschen Kaiser den italienischen Sonderbestrebungen mit starker Faust das Handwerk gelegt haben; dies haben die italienischen Historiker dann als gegen die Kirche ge-

---

[1] Am Schluß der einen Handschrift, Mon. 1., stehen Verse Gottfrieds von Viterbo, die sich auf Ursprung und Eigenschaften der Schwaben und auf ihr Land beziehen (abgedruckt in Tract. 221). Diese Verse sind nach Leidingers Untersuchungen aus dem Anfang der Handschrift C abgeschrieben, die Form von C aber ist veränderte und gekürzte Bearbeitung der ersten Rezension und dürfte von Fabri selbst stammen.

richtet ausgelegt. Doch auf alle Schmähungen schweigen die Deutschen, weil sie keine Redegewandtheit besitzen, und dies deshalb, weil sie es nicht gelernt haben; denn auf den deutschen Universitäten ist Rede- und Dichtkunst ganz unbekannt. Alle die falschen Behauptungen über Heinrich IV. und die Verdienste der Deutschen am ersten Kreuzzug, über die Bannung Konrads III. und besonders über Friedrich II. führt Fabri auf die italienischen Verleumdungen zurück, und groß ist sein Schmerz darüber, daß es in Deutschland so an redegewandten Verteidigern fehlt. „Denn alles Gute und Ehrenvolle kann durch eine spitze und gehässige Zunge ins Gegenteil verwandelt werden. Den größten Übermut und die größten Beschwerden hat die heilige römische Kirche von den Italienern erlitten und erleidet sie täglich noch, wovon unsere Ohren schon viele Jahre bis zum Ekel erfüllt sind ... Nur aus Ehrfurcht und um des Friedens des apostolischen Stuhls willen halten wir die Tücken der Italiener aus." Näher noch auf die einzelnen Beispiele einzugehen darf unnötig erscheinen (Gold. 92/93, 96, 97, 115 — 117, 120—122; Evag. II, 267). Dabei spricht sich jedoch unser Dominikaner sehr vorsichtig über den Papst aus, spricht ihm jedenfalls keine direkte Schuld zu, wenn er ihn auch des Hasses und Neides bezichtigt (Gold. 116/117, 120). Doch erwähnt er andererseits auch, wie Heinrich IV. gegen alle, die Erbansprüche auf Unteritalien machten, grausam vorging (Gold. 107). In einem eigenen Kapitel setzt er die Glaubwürdigkeit des Thomas Lirer von Rankweil, der den schwäbischen Adligen und besonders dem Grafen von Montfort ziemlich schmeichelt, stark herunter und deckt in deutlicher Polemik dessen historische Fehler auf (Gold. 214—217).

Noch viel mehr nimmt unser Autor eine persönliche Stellung ein bei den Ereignissen, die sich unter den habsburgischen Kaisern abgespielt haben. Seine österreichische Gesinnung wurzelt in seiner Jugendzeit.[1] Als Knabe hatte er schon den Vater und mit ihm das väterliche Erbe verloren im Bürgerkriege zwischen Zürich und den Eidgenossen. Im gleichen Treffen verlor Felix seinen Oheim, das Haupt der Zürcherischen Politik, Bürgermeister Stüssi, an dessen Leichnam, wie man sich erzählte, die rohen Sieger so entsetzliche Greuel verübten. Jener Kampf aber war von den Eidgenossen nur durch eine List, durch den

[1] Das Folgende ist an Eschers Ausführungen angelehnt, will nichts Neues bieten, sondern ist nur für den Zusammenhang notwendig.

Gebrauch der österreichischen Feldzeichen, gewonnen worden. Bald danach kam Felix nach Kiburg, wo sein Großoheim österreichischer Vogt war. Dieser mochte wohl immer die Erinnerung an jene Taten in dem jungen Felix wach erhalten haben, und so mußte Felix schon von früh an leidenschaftlich die Schweizer hassen und die größte Zuneigung für Österreich empfinden, das die Stadt Zürich unterstützt hatte. Und auch der Boden und die Umgebung, wo Felix lebte, war gut österreichisch gesinnt. Fabri behielt die Sympathie für Österreich sein ganzes Leben hindurch, da er ja frühe ins Kloster eintrat und so den Stimmungswechsel nicht mitmachte, der bald darauf in Zürich gegen die Habsburger eintrat und sogar zu einem Bündnis mit den Eidgenossen führte. Fabri hat über diesen Umschlag geweint und verstand ihn nicht (Gold. 188—191). Zufällige kleine Erlebnisse, die ihm den Glanz der habsburgischen Fürsten zeigten, mögen seine österreichischen Sympathien noch verstärkt haben. — Ein wichtiger Umstand aber hat seine Haltung wesentlich mitbestimmt. Er benützt nämlich weithin in den Teilen über Schweizer Geschichte die Werke Hemmerlins, die gerade aus der leidenschaftlich erregten Zeit jenes alten Zürichkrieges stammen und kein gutes Haar an den Eidgenossen lassen. Enge und gläubig schließt sich Fabri an diese Darstellung an, und wir merken deutlich, von welchem Kapitel seiner Descriptio an (von Gold. 184 an) der Einfluß Hemmerlins reicht, während er in früheren Kapiteln nicht ungünstig über die Schweizer geurteilt hatte. Die quellenkritischen Untersuchungen Eschers haben gerade hier außerordentlich Wertvolles geleistet. Von Hemmerlin nimmt Fabri viele günstige Fabeln und Geschichten über die Habsburger und ungünstige über die Schweizer herüber und läßt sich von ihm ganz in seinem Urteil leiten.

Doch darf auch nicht übersehen werden, daß er Rudolf von Habsburg vorwirft, er habe über der Sorge für sein eigenes Geschlecht zu sehr die Kirche und das Heilige Land vernachlässigt (Gold. 136), ferner daß er die große Verschwendung des Herzogs Albrecht VI. von Österreich und die ehebrecherischen Beziehungen des Herzogs Sigismund von Tirol, den er sonst lobt, erwähnt (Gold. 192). Aber Friedrich III., sein Zeitgenosse, den er in der Kapitelüberschrift sogar „divus“ nennt — wie übrigens Konrad III. auch (Gold. 99) — wird geradezu verherrlicht und gegen jeden Tadel in Schutz genommen (Gold. 184, 193—199), und begeistert ist er von Maximilian und dem jungen Philipp. Anekdoten tragen dazu bei, Rudolf von Habsburg und andere österreichische

Fürsten zu verherrlichen. Über die schändliche Ermordung des Herzogs Leopold von Österreich bei Sempach regt er sich sehr auf (Gold. 173/174) und kritisiert das feige Verhalten der österreichischen Ritter bei Sempach (Gold. 176).

Während aber das Lob der Habsburger immer größer wird, je mehr Fabri sich seiner eigenen Zeit nähert, ist es bei dem Urteil über die Schweizer gerade umgekehrt. Er beurteilt im Anfang die Schweizer und ihre Erhebung gegen die österreichische Bedrückung 1386 günstig und schildert diese Erhebung etwas näher; die Schweizer läßt er noch von den Schwaben abstammen. Die Habsburger sind aber die natürlichen Herren des Landes (Gold. 76—78). Ganz im Widerspruche hierzu steht seine spätere Stellung zu den Schweizern, wo die bitteren durch den Gegenstand wachgerufenen Erinnerungen und die Anlehnung an Hemmerlin ihn stark bestimmen. Der Bund der Eidgenossen wird hier als ungesetzlich, im Gegensatz zu dem vom Kaiser ins Leben gerufenen Schwäbischen Städtebunde, und als Verschwörung gegen den eigenen Herrn betrachtet (Gold. 171). Zu leidenschaftlichen Schmähreden läßt er sich hinreißen, als er über den alten Zürichkrieg und über den Umschwung der Stimmung in Zürich zugunsten der Eidgenossen berichtet (Gold. 144—146), wenn er auch die unmenschlichen Grausamkeiten der Schweizer in jenem Kriege unterdrücken und mit möglichster Schonung der Gegenpartei schreiben will, da er dort heute noch zahlreiche Verwandte besitze (Gold. 144). Trotzdem nennt er sie elende und rohe Bauern (ebenso Gold. 181) und entrüstet sich auch besonders über den ruchlosen Mörder des Herzogs Leopold bei Sempach. Auch späterhin versäumt er nicht den Schweizern wegen ihrer Ländergier und Betrügerei einen Hieb zu versetzen (Gold. 181). Ausführlich erzählt er von der Niederlage der Schweizer durch die Armagnacs, die er als gerechte Strafe Gottes ansieht für die früher gegen Zürich begangenen Roheiten und Gemeinheiten, die er uns bei dieser Gelegenheit aufzählt (Gold. 185—187). Auch übernimmt er die satirische Erzählung über den Ursprung und über das Wappen der Schweizer aus Hemmerlin (Gold. 126—127), die im Widerspruche zu seiner früheren Darlegung über die Abkunft der Schweizer steht. Ebenso kommt es ihm auf gelegentliche tendenziöse Abweichungen von seiner Vorlage nicht an (Escher 161, 164, 166, 167).

VIERTES KAPITEL

FABRIS GESCHICHTLICHE ANSCHAUUNGEN

Nachdem wir so kennen gelernt haben, wie sich Fabri zur deutschen und zur schweizerischen Geschichte stellt, dürfte wohl hier der geeignete Ort sein, auf Fabris (profan-)geschichtliche Angaben und Anschauungen überhaupt einzugehen. Dieses Gebiet ist zwar dasjenige, auf dem unser Schriftsteller am unselbständigsten ist. Schon früher haben wir erwähnt, daß Fabri für uns als historische Quelle kaum in Betracht kommt — abgesehen natürlich über Ulm — da er das Meiste aus früheren Schriftstellern einfach übernimmt und seine selbständigen Zutaten unrichtig, phantastisch oder gar gefälscht sind. Daher brauchen wir im einzelnen auch nicht näher darauf einzugehen. Aber trotzdem gibt uns dieses Kapitel einen nicht unwichtigen Beitrag, Fabris Persönlichkeit zu erkennen, zu werten und sie in den richtigen Zusammenhang zu stellen.

Wenn wir uns daraufhin zuerst den Tractatus ansehen, so muß uns vor allem auffallen, was Fabri über den Ursprung des Adels in der Welt sagt. Zumeist leitet er den deutschen Adel, die Habsburger Grafen und so auch die Ulmer Adelsgeschlechter vom römischen Adel ab, und dieser kam von Karthago, von Griechenland, von Troja (Tract. 61, 88, 96, 116; Gold. 58, 123, 166). Der deutsche Adel wurde von Rom aus von Karl dem Großen nach Deutschland geführt (Tract. 60/61; Gold. 166). Perseus aber ist der Stammvater des ganzen griechischen Adels (Evag. I, 175, 203). Die ersten Wohnsitze des Adels waren in Chaldaea, der berühmtesten Provinz des inneren Asiens, und von da aus kam er in die Gegenden Kleinasiens herab und gründete dort mit den Griechen verbunden Troja, Athen, Theben und die übrigen berühmtesten Städte und von da aus vertrieben, unterjochten sie sich Afrika und Europa (Tract. 96). „Wir wissen aber, daß Sem der edelste Sohn Noahs gewesen ist, von welchem der Adel sich verbreitet hat und die ganze Welt ziert usw.“ (Tract. 12). Es darf uns nicht wundernehmen, wenn der Name Frankens auf Francio, einen Sohn Hektors und Enkel von Priamus, zurückgeführt wird (Tract. 80; Evag. III, 337; Gold. 66) und wenn gewisse Städte durch Kain, durch die Trojaner, durch Titan gegründet sind (Tract. 6, 91; Evag. I, 75; II, 352). Es sind Anschauungen, wie sie bei mittelalterlichen Chronisten üblich sind und besonders bei



Vincenz v. Beauvais, den Fabri oft benützt und erwähnt. Die Kriegsleute haben ihren Ursprung mit den Senatoren und Griechen gemein, nämlich in Rom (Tract. 59). So ist hier die Brücke zwischen Altertum und Mittelalter geschlagen. Ebenso hält er fest an der Übertragung des römischen bzw. griechischen Kaisertums auf Karl den Großen (Evag. II, 243/244; Gold. 58). — Zu Fabris Zeit begann man auch, genauere und richtigere Angaben über die Geschichte der deutschen Stämme zu suchen und zu sammeln, ein Gebiet, worüber das Mittelalter mehr Fabeln denn Richtiges gewußt hatte. Fabri folgte auch hierin seinen mittelalterlichen Vorlagen, besonders Gottfried von Viterbo. Seine Freude an gelehrten Erklärungen, an der bunten Kombination der aus dem Altertum herübergekommenen Kenntnisse mit denen neuerer Zeiten zeigt sich auch hier. Die Teutonen stammen von Teucer, dem Sohne Telamons ab (Gold. 56). Die Sveven stammen von Japhet ab, haben ihre ursprünglichen Wohnsitze in Mazedonien und haben allerlei fabelhafte Züge unter Führung von Brennus unternommen, wurden von den Amazonen besiegt (NzG. 75); auch soll Cäsar allerlei Kämpfe mit den Sveven gehabt haben (Gold. 80—84). Den Namen haben sie von einem Berge Svevus, über dessen Lage aber Fabri ganz widersprechende und verwirrte Angaben macht (Gold. 75). Manches Fabelhafte nimmt er auf über die Ulmeriger (Tract. 12—13) und über die Franken (s. oben). Seine Erklärungen der Namen der deutschen Stämme (Gold. 54 ff.) sind gar wunderlich, und er weiß mit den verschiedenen Namen: Alemannia, Germania, Teutonia, Cimbria und Francia so wenig anzufangen, daß er sie einfach einander gleichsetzt (Gold. 54). Nach der Unterwerfung Germaniens haben die Römer Burgunder in die Kastelle gelegt und davon haben die Kastelle, die befestigten Flecken und Städte auch den Namen „Burg“ (Tract. 3).

Oft tritt das Prinzip hervor, eine Stadt oder Familie u. a. für um so berühmter zu halten, je weiter ihre Geschichte zurückverfolgt werden kann. Auch in der engsten lokalen Geschichte ist Fabri nicht zuverlässig, wenn er z. B. als sicher vertritt, durch Schenkungsbrief Karls des Großen sei die Königspfalz Ulm unter die Herrschaft des Reichenauer Klosters gekommen (Tract. 22, 127). Die Fälschung dieser Urkunde ist erst später aufgedeckt worden und die Herrschaftsrechte des Reichenauer Abtes hat Fabri ziemlich sicher übertrieben. Als Beweis für das Alter Ulms führt er einen Brief der Jerusalemer Juden an die Ulmer Juden im Wortlaut an, der über Christi gleichzeitigen

4*



Tod berichtet, und widerlegt etwaige Einwürfe gegen die Glaubwürdigkeit dieses Briefes (Tract. 17/18). — In seiner Geschichte der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Großen bis zu Friedrich III. ist er weder vollständig noch stets übersichtlich, läßt Wichtiges oft aus und ist vielfach fabulierend, unkritisch, anekdotenhaft. Und so gelingt es ihm meist nicht, das Wesentliche hervorzuheben. Auch gelehrte Abschweifungen und ähnliches sind nicht selten in seiner Descriptio. Seine warme Parteinahme für die staufische und deutsche Sache ist uns vom letzten Abschnitte her bekannt. Nur wenige interessantere Einzelheiten seien hier noch erwähnt. So sagt er, er wisse nicht, warum die deutschen Adligen gegen Adolf von Nassau schließlich einen Haß faßten (Gold. 138). Er stellt es so dar, als ob Matthias Corvinus von Ungarn die Stadt Wien samt Österreich mit Willen Friedrichs III. erobert hätte (Gold. 195). Der kriegerische Sohn Friedrichs II. heißt Renz statt Enzio (Tract. 118). Er glaubt an den Kreuzzug Karls des Großen (Evag. II, 244); der erste König Böhmens war Boëmus, der schon beim Turmbau zu Babel beteiligt war (Evag. III, 358). — Die historischen Teile im Evagatorium sind auch nicht gering an Ausdehnung, nur durchs ganze Werk zerstreut. So gibt er eine Geschichte der Stadt Jerusalem und der dortigen Hauptkirchen (Evag. II, 201 ff.), eine Geschichte des Heiligen Grabes von Adam an und die der Heiligen Grabeskirche (Evag. II, 234—249). Die Zeit des ersten Kreuzzuges und der Befreiung Jerusalems ist für ihn eine „goldene Zeit" und das Jahr 1099 ein „Versöhnungsjahr" (Tract. 174). Die Geschichte des ersten Kreuzzuges enthält natürlich u. a. die üblichen Erzählungen über die Auffindung von Christi Lanze, obwohl er vorher sagt (Evag. II, 244), diese sei unter Karl dem Großen nach Aachen gekommen, sowie die Erzählung über die Fahne des heiligen Michael (Evag. II, 249—267). Er berichtet über die Könige von Jerusalem (Evag. II, 267—287), darunter auch über Entstehung der Ritterorden und zuletzt über den Fall Jerusalems (Evag. II, 287—293), ferner über die anderen Kreuzzüge (Evag. II, 293—312) und die weiteren Kämpfe ums Heilige Land nach der Kreuzzugsperiode (Evag. II, 312—318). Ausführlich geht er auf die Rolle Zyperns in der Geschichte ein (Evag. III, 224—228) und erzählt von den Türkenkämpfen um Rhodus um das Jahr 1480 (Evag. III, 258—260). Einzeln einzugehen auf Fabuloses, auf Biblisches, auf antike Reminiszenzen, historische Unrichtigkeiten usw. können wir uns erlassen, da dies zum Teil in anderem Zusammenhang berührt wurde oder noch wird oder auch des

Interesses überhaupt entbehrt. Eine Statistik über die Jahreszahlen in der Descriptio zeigt, daß 50 Prozent davon nicht stimmen, sei es mit der Zahl selbst oder mit den bei den Zahlen genannten Persönlichkeiten und Ereignissen. Etwas besser gestaltet sich dieses Verhältnis im Tractatus. Dazu aber kommen noch die chronologischen Unrichtigkeiten, die ihrerseits wieder ein gut Teil damit zusammenhängen mögen, daß Fabri keine strenge Ordnung in der Erzählung der Ereignisse kennt. Erwähnenswert ist, daß er uns auch eine Zeitrechnung gibt über den Abstand der Jahre von Adam an bis zur Sündflut, bis Abraham, Moses, Salomo, Darius, Cäsar, Jesus (Evag. II, 212/213). 2000 v. Chr. beginnt die Herrschaft der Amazonen; sie begann vor den Zeiten Abrahams und dauerte bis zu Alexander dem Großen (Tract. 9/10).

Trotzdem ist unserem Felix Fabri historischer Sinn bis zu einem gewissen Maße nicht abzusprechen. Schon sein weitgehendes Interesse für historische Dinge zeugt dafür. Es sei nur erinnert an die historischen Rückblicke, die er in die Beschreibung Venedigs und Ulms einflicht. Auch teilt er den Zustand des ulmischen Gemeinwesens in drei Perioden ein, in die bis zu Karl dem Großen, bis zu Karl IV. und von da bis zur Gegenwart (Tract. 126); auch bei Ägypten unterscheidet er drei Perioden, die der heidnischen Götter, die der christlichen und die der sarazenisch-mohammedanischen Herrschaft (Evag. III, 195–197). Er zieht, allerdings aus parteiischen Rücksichten, eine Parallele zwischen dem Kampfe des Schwäbischen Städtebundes gegen den Adel und demjenigen der Eidgenossenschaft gegen Österreich. Er weiß, wie die Entstehung von Zünften durch den größeren Verkehr der Stadt bedingt ist und glaubt, daß heute wohl eine andere Zunfteinteilung getroffen würde als damals (Tract. 134). Er unterscheidet im Ulmer Gesetze zwischen zweierlei Bestandteilen, einem älteren und einem jüngeren aus fremden Staaten übernommenen (Tract. 139). Die Klöster Bebenhausen und Reichenau haben in den zeitlichen Gütern täglich abgenommen, weil sie schon längst aufgehört hatten, in den geistlichen Dingen sich hervorzutun (Tract. 25).

Überhaupt verdient seine Anschauung über Saat und Ernte in der Geschichte, über die Ursache von Gut und Böse und über die ganze Weltregierung unsere eingehende Beachtung. Durch alle seine Werke zieht sich in erster Linie die Anschauung durch: Gott schafft das Gute, straft die Bösen und verhütet Unglück; Unfälle und Unglück treten ein, um die Menschen zu strafen und zu ermahnen; Sünde und Unrecht ge-



schieht auf Rat und Eingebung des Teufels. Mit Gottes Hilfe wird das Scheitern des Pilgerschiffes verhütet (Evag. I, 155) und die Rettung aus einem großen Meeressturme ist Gottes Fügung und eine Erhörung der Gebete frommer Pilger (Evag. I, 55); Gottes Gnade war es auch, die aus einem abscheulichen Götzenhain und einer schrecklichen Raubburg das liebliche und ansehnliche Kloster Elchingen hat werden lassen (Tract. 153). Den Brand in der sittlich tiefstehenden Stadt Bozen erklärt er für Strafe Gottes, die Bewahrung des Bozener Klosters vor dem Feuer für Gebetserhörung (Evag. I, 71—72). Auch sonst spürt Fabri die mächtige, strafende und warnende Hand Gottes: Gott läßt Unglücksfälle beim Baden im Jordan vorkommen, damit die übrigen Pilger ernsthafter und gesetzter werden (Evag. II, 40), und erregt Meeresstürme wegen des Unglaubens der Christen. Wegen der mannigfachen Sünden der Zeitgenossen und der Vorfahren ist das Heilige Land im Besitze der Ungläubigen und wird von ihnen entweiht (Evag. II, 18). Bezeichnend ist, daß er den Grund des Fiebers bei der Pilgerschar nicht wie die andern Pilger im Genuß von verdorbenen Speisen und ähnlichem sucht, sondern er behauptet, es war göttliche Fügung, um nämlich ihre Neugier zu mindern; die heilige Jungfrau hat am nächsten Tage Schwäche und Fieber vertrieben (Evag. II, 375/376). Schreckliche Tiere sind von Gott als eine Landplage wegen der menschlichen Sünden geschickt (Evag. III, 352). Auf der Achalm stand früher ein Kloster, der Berg erschien aber geeigneter zur Anlage einer Veste, so verlegte man das Kloster nach Zwiefalten und baute auf der ursprünglichen Stelle eine Burg; wegen dieser Entheiligung wird nun der Berg mit der Veste alljährlich vom Blitzschlage heimgesucht; ganz ähnliches wird vom Hohentwiel berichtet (Gold. 93). Durch das gerechte Urteil Gottes geschah es, daß die Schweizer von den Armagnacs schwer geschlagen wurden, da sie früher gegen die Züricher so betrügerisch und grausam vorgegangen seien (Gold. 185). Weil Rudolf von Habsburg die günstige Gelegenheit, Jerusalem zu erobern, nicht benützte, schickte ihm Gott innere Unruhen im Reiche (Gold. 137). Gott schuf auch die Gestirne und die Welt und lenkt die Zukunft, pflanzte Eichenhaine und läßt Wunderbares in der Natur, Höhlen usw. entstehen (Tract. 148, 153, 196). — Aber vielfach ist auch der Teufel im Spiele, so bei der Ermordung Albrechts durch Johann Parricida (Gold. 140), bei der Lüge, Heinrich VII. sei durch einen Predigermönch vergiftet worden (Gold. 147), bei den Orakeln, die die Amazonen bisweilen emp-

fingen (Tract. 11). Der Teufel ist schuldig an dem schlechten Wetter, weshalb sie nicht landen können, um eine Messe zu hören (Evag. I, 164); der Teufel verhindert durch Sturm den sonntäglichen Schiffsgottesdienst, während die ganze Woche über schönes Wetter war (Evag. I, 132). Streit unter den Kreuzfahrern (Evag. II, 249—312) entsteht natürlich immer durch Eingebung des Teufels, wie auch Böses durch den Willen Gottes abgelenkt wird. „Auf Anregung des Teufels" will Johann XXII. heimlich vom Konstanzer Reformkonzil entfliehen (Gold. 180). Auch sonst steht Felix Fabri im Gegensatz zu nichtreformierten Geistlichen und Mönchen, wenn er ihn auch nicht so deutlich und scharf zum Ausdruck bringt. Nachdem die Reichenauer Mönche stark in der Frömmigkeit nachließen und der weltliche Pomp bei ihnen wuchs, da erlahmte mit der Erlaubnis Gottes in den Ulmern Liebe und Zuneigung und Gehorsam gegen jene Mönche, und zu der Zeit, als die Reichenauer Mönche in weltliche Genüsse verfielen und von den Ulmer Bürgern verachtet wurden, da taten zwar damals die Ulmer vieles, was den heiligen Regeln und Gesetzen zuwiderlief, und das Recht war zwar auf der Seite der Mönche, doch diese waren nachlässig, furchtsam und schläfrig; „den Wachenden aber und nicht den Schlafenden kommt das Recht zu Hilfe" (wie es heißt in . . .) (Tract. 24—26).

Doch die Anschauungen Fabris über Weltlauf und Weltregierung sind nicht so einheitlich, wie es scheinen mag. Während er im Evag. (III, 429) sagt, Venedig sei so mächtig zu Wasser und zu Lande geworden, weil es so viele Heiligenreliquien in der Stadt zusammengebracht habe, kann er natürlich für das Emporkommen der Römer keine solchen Gründe haben; hier muß er schon auf andere, weniger weltfremde Gründe sinnen; er und sein Gewährsmann Augustin führt die Weltherrschaft der Römer zurück auf ihre sehr guten Gesetze, ihre Vaterlandsliebe, ihren Gerechtigkeitseifer und ihr gegenseitiges friedliches Wohlwollen; und mit Rom vergleicht er den plötzlichen Aufschwung Ulms, der begründet ist auf Beobachtung der überlieferten ulmischen Gesetze (Tract. 140). — Wenn die Vorstellung eines Schicksalsrades, das sich dreht und bald den einen, bald den andern auf die Höhe führt, oder der Fluten des Geschickes, denen alle Menschen ausgesetzt sind, bei unserem sonst so religiösen Autor öfters wiederkehrt, so darf dahinter wohl nicht viel mehr gesucht werden als eine farblose zeitgenössische Verlegenheitsphrase (Tract. 82, 108, 140; Gold. 112, 120, 167); ähnlich, wenn er sagt, eine Frau habe, indem sie starb, den Tri-

but der Natur bezahlt (Tract. 91), oder wenn der grausame Diokletian „unter Eingebung von Dämonen" gewählt wurde (Tract. 76). Mehr an die Antike erinnert es, wenn er u. a. sagt: die Grafen von Württemberg haben bei den Göttern [!] und Menschen einen so hervorragenden Grad des Adels verdient (Gold. 167), oder: der Familie Besserer in Ulm glückte alles, was sie in die Hand nahm, „wie wenn sie das Geschlecht und die Söhne eines glücklichen Geschickes wären, oder wie wenn sie die unablässige Gunst von Lachesis, Klotho und Atropos hätten, den Schwestern, die dem Anfang, der Mitte und dem Ende aller sterblichen Geschicke beistehen" (Tract. 85).

Kehren wir aber noch einmal zu den anekdotenhaften Zügen in Fabris Geschichtsdarstellung zurück. Es vereinigen sich darin das populäre Element des Dominikanerordens, die persönliche Lust Fabris am Erzählen und Fabulieren und an gelehrten Phantasien, ein gut Teil Humor und gleichzeitig Anschaulichkeit, aber auch das parteiische Bestreben, seine Helden zu verherrlichen und andere herabzusetzen, mittelalterlicher Wunderglaube und krasse Kritiklosigkeit. Wohl fügt er bei mancher dieser Erzählungen ein „man sagt" und ähnliches hinzu oder, daß er es vom Hörensagen weiß, an vieles andere aber glaubt er ohne weiteres ohne jede kritische Bemerkung. Daneben stehen kleine Einzelheiten und Vorkommnisse aus seiner eigenen Zeit oder sogar aus eigener Erfahrung, die wahr sind und von Fabri zur Ausschmückung verwendet wurden. So das, was er über die Gefangenen im Armbrusterturm berichtet (Tract. 45/46), über die Kirche des heiligen Pankratius bei Elchingen (Tract. 158), über die Frauen der Münsterwächter und den neuen Ulmer Stadtpfarrer (Tract. 52), über den Zweck des Neuen Turmes (Tract. 45), obwohl bei letzterem auch ein Stadtklatsch zugrunde liegen könnte. Dies alles verdient aber weniger den Namen einer eigentlichen Anekdote als den zeitgenössischer Einzelzüge. Ebenso auch, wenn die Gräfin von Helfenstein die Ulmer im Scherze ihre Kinder nannte (Tract. 143) oder wenn er sonstige lokalhistorische Vorkommnisse erwähnt (z. B. Tract. 97/98). Persönliche Jugenderinnerungen helfen ihm den Haß der Schweizer gegen die Habsburger charakterisieren (Gold. 190). Daneben aber steht viel Romanhaftes, das Fabri bald mit, bald ohne eine kleine kritische Bemerkung seinen Werken einverleibt. So nimmt er den Brief der Jerusalemer Juden an ihre Glaubensgenossen zu Ulm über Christi gleichzeitigen Tod auf (Tract. 17), die Geschichtchen von dem auf Neuigkeiten erpichten Grafen von Werda-

berg (Tract. 28) und einem andern Grafen desselben Geschlechtes, der sein Land um Lebkuchen verkaufte (Tract. 142); ferner den Streit im Rate zu Lauingen (Tract. 101/102) und die vier Besonderheiten der Stadt Lauingen (Tract. 103/104). Wie die Familie der Krafft zu ihrem Namen kam und die Stadt Ulm zu ihrem Wappen und das Gänstor zu seiner Bezeichnung, darüber weiß Fabri kurzweilige Histörchen (Tract. 78, 14, 43). Manche interessante Einzelheiten, für die wir ihm dankbar sind, berichtet er über die Reform der Ulmer Klöster; ferner über die Bekehrung der Schwester Adelheid (Tract. 191). Aus anderen Quellen stammen hübsche Geschichten zur Verherrlichung der Habsburger, so über die Gründung der Habsburg und ihre eigenartige Befestigung durch eine lebende Mauer (Gold. 124/125), die bekannte Erzählung vom Grafen von Habsburg und dem Priester am Wildbach (Gold. 127/128), über die Beziehung des Wappens Rudolfs von Habsburg zu einer Prophezeiung (Gold. 130), sowie mehrere Anekdoten über die verschiedenen Wappen der Herzöge von Österreich (Gold. 131 ff.). Der Edelmut des Herzogs Albrecht beim Erdbeben zu Basel (Gold. 161) sowie die heiligen Umstände bei der Geburt Friedrichs III. (Gold. 193) werden uns erzählt; ebenso die mutmaßliche anekdotenhafte Entstehungsursache des Gegensatzes zwischen den Eidgenossen und Habsburg (Gold. 142 ff.); aus Hemmerlin übernimmt er die Satire über Namen und Wappenschild der Schweizer (Gold. 126/127). Manche Anekdoten finden sich ferner in der Geschichte der Salier und Staufer, so die angeblichen Kämpfe Cäsars mit den Schwaben und besonders die abenteuerliche Historie von der Abstammung Kaiser Heinrichs III. von einem Grafen von Calw (Gold. 88—90). Friedrich dem Schönen von Österreich erscheint im Gefängnis der Teufel und verspricht ihm Befreiung, wenn er ihm dienen wolle (Gold. 148). Dazu kommen noch die Naturvorzeichen und Naturwunder vor und nach der Schlacht bei Sempach, das angebliche Muttermal aller Habsburger u. a. m. (Gold. 172/173; 174/175). Alles Derartige aus dem Evagatorium aufzuführen, ist überflüssig. Im Evagatorium sind es hauptsächlich biblische und legendäre Erzählungen oder auch — und zwar in nicht geringer Zahl — antike Sagen und all die gelehrten Erinnerungen an die Antike, die die einzelnen Städte und Länder mit einem mehr oder minder geheiligten Rahmen umgeben. Auf die letzteren, die antiken Bestandteile, wird der nächste Abschnitt einzugehen haben.

FÜNFTES KAPITEL

FABRI UND DIE ANTIKE

Der Antike sind wir in den vorhergehenden Kapiteln schon mehrfach begegnet. So läßt sich Fabri in seinen naturgeschichtlichen und verfassungsrechtlichen Anschauungen von antiken Autoren leiten, Ulms Entwicklung vergleicht er mit der Roms, und in seinen allgemein-geschichtlichen Teilen sucht er Antike und Mittelalter zu verbinden, in seiner Geschichtsphilosophie bedient er sich in seinen Vergleichen der Gestalten aus der griechischen Götterwelt. Besonders aber ist ein gut Teil dessen, was er Beschreibung der Städte und Länder auf seiner Pilgerreise nennt, nichts als die Erinnerung an Fabeln und Vorkommnisse aus der antiken Göttersage oder Profangeschichte, neben denen aber gleichermaßen Erzählungen aus der biblischen Geschichte, der Heiligenlegende, der kirchlichen und politischen Geschichte seit der christlichen Zeitrechnung, stehen (besonders deutlich Evag. III, 299—306). Alle diese antiken Reminiszenzen, deren Zahl groß ist, aufzuzählen oder gar dem näheren Inhalt nach zu nennen, wäre zwecklos. Es sei nur das von vornherein bemerkt, daß er sie keineswegs aus den antiken Schriftstellern direkt übernommen hat, sondern mit wenigen Ausnahmen alle erst aus zweiter Hand, aus den Spätlateinern, den Kirchenvätern, den mittelalterlichen Historikern bezogen hat. Nicht daß er an diese Erzählungen glaubte — keineswegs; im Gegenteil verabscheut er die heidnischen Gottheiten. Aber es ist die Lust Fabris am Fabulieren, die ihn diese Göttersagen aufnehmen läßt; mit den Worten „dieses Buch würde nicht Evagatorium genannt sein, wenn es nicht von einem zum andern abschweifen würde“ (Evag. III, 249) geht er z. B. ausführlich auf die Sage vom Argonautenzug ein in einem Kapitel, das der Beschreibung von Rhodus gewidmet sein soll. Dazu tritt ein anderes Moment: „Wie die Beschreibung des Heiligen Landes die heiligen Geschichten umfaßt, so umfaßt eine Beschreibung Griechenlands, seines Meeres und seiner Inseln die Fiktionen der Dichter“; nur mit Widerwillen allerdings erzähle er von jenen ganz verworfenen Menschen und jenen falschen Göttern (Evag. III, 270). Jedoch geht Fabris Beschäftigung mit der Antike so weit, daß er von sich aus auch da, wo ihm keine Vorlage berichtete, in der Umgebung Ulms, überall ehemaligen Nymphen- und Götterkult vermutet, wo Haine



und Höhlen oder Burgruinen sind (z. B. Tract. 154, 182, 186, 189/190, 197, 203; Gold. 50). Dabei laufen ihm zuweilen gewaltige Irrtümer unter: so hat das Flüßchen Ach seinen Namen von der Quellnymphe Aha in Virgils Gedichten (Tract. 186) [dieser Name kommt aber dort nicht vor], oder er sieht einen Mann namens Nymphas (Kolosser 4) für eine heilige „Nympha" an und berichtet von ihrem frommen Lebenswandel (Tract. 200). Den Märchen, die er nicht aus der Göttersage, sondern aus der profanen klassischen Geschichte berichtet, steht er vielfach kritiklos gegenüber, wovon ja schon in früherem Zusammenhang die Rede war. Aber andererseits gebraucht er die stärksten Ausdrücke gegen die klassischen Götter und verfolgt besonders die „höchst schamlose" Venus mit seinem Hasse, wobei er auch Tannhäusers gedenkt (Evag. I, 467; II, 117, 236; III, 221), und übernimmt all das, was Lactantius über den ruchlosen und unzüchtigen Jupiter an schlimmen Dingen sagt (Evag. II, 236; III, 277/278) und Juno ist für ihn die Königin der falschen Götter (Evag. III, 11, 270). Das lärmende Begehen des St. Martinfestes führt er dem Ursprunge nach auf das Bacchusfest in antiker Zeit zurück (Evag. III, 244/245), ebenso verwirft er die lärmende Feier des Neujahrfestes, weil hierin der antike Aberglaube an Janus stecke (Evag. III, 369). Er beschreibt ausführlich die in der Dominikanerkirche zu Venedig neben christlichen Bildern aufgestellten heidnischen Standbilder und ereifert sich darüber, daß sie vom einfachen Volke auch als Heiligenbilder verehrt werden (Evag. III, 423 ff.). Ja der Gegensatz geht noch weiter, er erstreckt sich nicht nur auf die Göttergestalten. Als er an der attischen Küste und an Athen vorüberfährt, da fällt ihm wohl ein, daß hier Plato und Demosthenes gelehrt haben, aber über diese stellt er doch Dionysius Areopagita, den Bischof von Athen und Schüler von Paulus, und lacht über die Torheit des Altertums, das für die Stadt ewige Dauer erhofft hatte und sogar ihren Namen von einem Götterstreit herleiten wollte (Evag. III, 310). Auch sonst nennt er die Alten töricht, abergläubisch, unsinnig, in verrücktem Irrtum befangen und die Nymphen teuflisch (Tract. 9, 11, 155, 198, 199). Hierin weht ganz der Geist der strengeren mönchischen Anschauung des Mittelalters. Aber immerhin erkennt er in den alten Mythologien „einen geheimnisvollen Sinn an, wodurch der Lauf der Natur bezeichnet wird" (Tract. 198, ganz ähnlich Evag. III, 246, 385). Im übrigen aber werden gleicherweise antike, biblische und mittelalterliche Dichter und Schriftsteller zitiert und zum Beleg herangezogen, und nicht selten finden

sich Vergleiche und Beispiele aus der Antike (so auch Evag. III, 436—437, 450, 459). Konrad III. und Friedrich III. erhalten das Prädikat „divus“ (Gold. 99, 183), der im Kriege so glückliche Friedrich I. wird ein zweiter Alexander genannt (Gold. 103). Zwei Kinder Friedrichs III. starben ganz jung und wurden — wörtlich — unter die „Götter“ [!] aufgenommen (Gold. 199; ähnl. S. 48). Friedrich III. steht damit, daß er seine Erholung im Landleben sucht, nicht allein da, sondern so machte es auch Diokletian; und Horaz, der erste unter den lyrischen und satirischen Dichtern, kannte auch kein höheres Vergnügen, als sich aufs Land zurückzuziehen (Gold. 196). — Die sogenannten „gefärbten“ Adligen werden mit dem ebenfalls aus einer unebenbürtigen Ehe hervorgegangenen Achilles verglichen, und dann wird dieser Vergleich mit der Geschichte des Achilles künstlich in allen Einzelheiten durchgeführt (Tract. 64), aber gleich darauf folgt ein weiteres, biblisches, Beispiel. Die Einrichtungen Ulms werden da und dort mit denen Roms verglichen (Tract. 56, 139, 144). In einem Wortspiele nennt er gelegentlich die Nonnen die göttlichen Nymphen (Tract. 200); ein anderes Mal dagegen heißen die Nonnen Ursprings, die sich der Klosterreform widersetzen, die „Nachahmerinnen der Amazonen“ (Tract.185)

Wenn man aber alles überblickt, so überwiegen doch bei weitem die mittelalterlichen und biblischen Zitate und Schriftsteller. Fabri steht auch hier der alten Zeit noch näher als der neuen Bewegung, die aus Italien herüberkam und den Humanismus nach Deutschland brachte. Dazu mag auch mitgewirkt haben, daß er in zwei der wenigen Klöster sein Leben zubrachte, die die damalige Reformbewegung bei sich praktisch durchgeführt hatten. In den meisten andern Klöstern schritt der sittliche Verfall weiter vorwärts, beschleunigt vielleicht unter dem Einfluß des Humanismus, der, von der bürgerlichen Kultur erzeugt und während des Niedergangs der kirchlichen Kultur emporgewachsen, wie ein zersetzendes Gift auf alle kirchlichen Kreise wirkte. So macht sich daher Fabri in seiner Vorrede zum Evagatorium wegen seines altertümlichen und schlechten lateinischen Stils gefaßt auf den Spott der humanistisch gebildeten, aber — wie er meint — geistlich verkommenen Mönche, die „die heiligen und prophetischen Schriften beiseite liegen lassen, Komödien lesen, Liebesworte im Versmaß der Hirtendichter singen, den Virgil hochhalten, weltliche Dichtungen studieren und am Pomp rhetorischer Wortfügungen sich erfreuen“. Er weiß, daß er sich ihrem verachtenden Urteil, ihrem Gelächter und Spotte

nicht entziehen kann. „Jene verachten ja alle die Schriften, auch die heiligen und kanonischen, die nicht mit rhetorischem Blütenwerk versehen sind oder nicht in der ciceronianischen Redeweise gehalten sind." Sie werden ihn, Fabri, für einen Schwätzer und Ungebildeten erklären (Evag. I, 6).

Sehen wir uns um, wie es sich damit bei Fabri verhält, und sehen wir überhaupt, wie sich Fabri zu den wissenschaftlichen und humanistischen Bestrebungen seiner Zeit und besonders auch Ulms verhielt. Die Tatsache, daß Fabri sich gegenüber den griechischen Göttern so ablehnend verhielt, darf unser Urteil nicht von vornherein bestimmen, da sich dieselbe Auffassung auch noch später bei dem ganz humanistischen Naukler in Tübingen findet.

SECHSTES KAPITEL

FABRI ALS GELEHRTER

In Ulm wirkte in humanistischer Tätigkeit zu Fabris Zeiten vor allem der Stadtarzt Heinrich Steinhöwel (1450—1482 in Ulm) als Übersetzer der klassischen und neulateinischen Literatur; hier lebte der Humanist Hans Neithart, der 1486 einen Teil des Terenzischen Eunuchus in deutscher Übersetzung herausgab. Die Ulmer Stadtschule, im 15. Jahrhundert eine der berühmtesten im südlichen Deutschland, besaß unter ihrer Lehrerschaft mehr denn einen Freund der humanistischen Studien seit den sechziger Jahren und bildete ihre Schüler in diesen Studien aus. 1465 hatte Heinrich Neithart in Ulm eine Bibliothek für den öffentlichen Gebrauch begründet, die wenigstens einige humanistische Literatur enthielt. Peter Neithart, der Vorsteher der städtischen Kanzlei, pflegte mit seinen jungen Leuten den latinisierten deutschen Stil nach Muster von Niklas von Wyle. Und um diese Männer scharten sich andere in Ulm, die zwar weniger bedeutend sind, die aber zeigen, daß der Humanismus in Ulm sich verbreitet hatte, freilich um bald darauf in die Strömung der Reformation einzumünden. Vorübergehend waren auch Albr. v. Eyb und Peter Luder in Ulm.

Sehen wir nun also, wie sich Fabri zu Wissenschaft und gelehrter Tätigkeit überhaupt stellt. Schon bei verschiedenen Gelegenheiten konnten wir beobachten, wie Fabri gelehrte Erörterungen einfließen ließ, so über Verfassung, über soziale und naturwissenschaftliche Fra-



gen. Ganz besonders klagt er ja auch darüber, daß der Mangel Deutschlands an beredten Männern es verhindere, das deutsche Kaisertum gegen die italienischen Angriffe zu verteidigen. Früher hatte man Deutschland verachtet wegen seiner wissenschaftlichen Unkultur. Im Lauf der Zeit aber ward die Sache anders. Denn heute hat das deutsche Volk, einst als grob und unfein geachtet, seinen Verstand geschärft, hat die Pflege der Künste und der Studien aufgenommen und glänzt durch Geist und feine Bildung. Während vor 200 Jahren in ganz Deutschland keine Universität war, sind jetzt doch mehrere gegründet, auf denen neben Theologen, Juristen, Legisten und Artisten auch Redner und Dichter ausgebildet werden. Heute gibt es kein Städtchen, das nicht seinen Magister oder Baccalaureus hätte, während ein solcher in Fabris Jugendzeit noch für ein Wundergeschöpf gehalten worden ist. Unter tausend Klerikern fand man nicht einen, der auch nur von außen eine Universität gesehen hätte. So sind jetzt in Deutschland Wissenschaft und Künste wieder aufgeblüht. Die Schriften vor 200 Jahren waren roh, untauglich, kunstlos. Der neue Aufschwung der Wissenschaften ging von Italien, von Petrarca, der der Malerei von Giotto aus, und heute sehen wir alle Künste hochentwickelt, und sehen in Deutschland Malerei und Bildhauerei emporblühen, in Italien aber die Beredsamkeit (Gold. 67/68). Damit spricht er schließlich doch aus, daß die Beredsamkeit noch nicht oder wenigstens nicht in großem Maße in Deutschland blühe. Und einige Seiten später sagt er dies noch deutlicher: auf unseren Universitäten sei die Rede- und Dichtkunst ganz unbekannt und das ganze Studieren der jungen Leute gehe auf in Dialektik und leerem Gezänke. Nur Redegewandtheit könne die Italiener widerlegen und die staufischen Kaiser rechtfertigen (Gold. 93). Von der Gründung und der Blüte der Wiener Universität berichtet er uns zwar und zählt auch hervorragende Männer auf, die auf ihr ausgebildet wurden, aber nur Kanoniker und Theologen nennt er uns. Es hat überhaupt ganz den Anschein, als ob Fabri sich des Unterschiedes zwischen der alten und der modernen Richtung, daß er sich des Neuen in der modernen Richtung gar nicht recht bewußt war. Nicht nur haben wir dies schon daran bemerkt, wie er gleicherweise antike und mittelalterliche Parallelen, Zitate und Autoritäten nebeneinander stellt. Er macht dies geradeso bei den in irgendeiner Disziplin hervorragenden Gelehrten seiner Zeit, mögen sie nun besonders tüchtig sein in Theologie, in kanonischem oder römischem Recht, in Ge-

schichtschreibung oder in anderem. Hierbei wirkt eben stark die Tatsache ein, daß Fabri Mönch eines reformierten Klosters war, das in seinen Mauern die Mönchsideale des Mittelalters wiederaufleben lassen wollte, und so auch die ganze mittelalterliche Klostergelehrsamkeit und den mittelalterlichen Begriff von Wissenschaft pflegte. Unser Felix Fabri war hervorragend in der Kenntnis der mittelalterlichen Autoren, wie wir noch sehen werden, und hatte, im Sinne des Mittelalters gesprochen, ein sehr ansehnliches und schätzenswertes Maß von Gelehrsamkeit in sich aufgenommen, und war so wohl befähigt, seinen Lehrposten im Ulmer Predigerkloster zu bekleiden. So können wir wohl begreifen, wenn er uns gesteht, er hätte seine Pilgerreise nicht unternommen, und wäre sie noch so heilig, wenn er gewußt hätte, wie diese Reise zu einer solchen Wanderung für seinen Geist und Körper werden sollte, denn er sei dadurch leider zu sehr von nützlicherem Studium abgehalten worden (Evag. I, 3). — Unter andern berühmten Vertretern der Familie Neithart, eines der glänzendsten Ulmer Geschlechter, gedenkt er des „Herrn Heinrich Neithart: ein ausgezeichneter Magister, Doktor beider Rechte, Propst der Kirche von Konstanz und Leutpriester in Ulm“ und anderer „geschickter Vertreter der Wissenschaften“ aus dieser Familie. „Auch heute noch hat Ulm einen herrlichen Mann aus demselben Geschlechte, den Herrn Johannes Neithart, zwar einen weltlichen Mann und ohne einen Grad schulmäßiger Auszeichnung, aber einen gelehrten Geschichtschreiber, der belesen ist in den Werken der Redner und Dichter, den Bukolika und Komödien, Virgils Äneis, Senecas Tragödien, Ovids Metamorphosen und den übrigen Klassikern . . . . es scheint dieser Familie die Liebe zu den Wissenschaften erblich innezuwohnen. Durch den Eifer dieser Neithart ist jene kostbare Bibliothek zusammengebracht worden, die auf der linken Seite des Chors der Kirche der heiligen Jungfrau in Ulm[1] sich befindet“ (Tract. 95). Diese Stelle verrät immerhin einige Schätzung der humanistischen Bestrebungen. Ferner erwähnt er, daß „in die städtische Kanzlei Ulms junge Leute aus ehrbaren Familien von weit her gesandt werden, damit sie daselbst wie auf einer Universität studieren und vorwärtskommen, und die daselbst geschult worden sind, die sind in anderen Städten für erprobte Stadtschreiber geachtet“ (Tract. 131). Auch die große und bekannte, starkbesuchte Bacchanten-

[1] Das jetzt protestantische Ulmer Münster.

schule zu Ulm, die in früheren Zeiten bestand, erwähnt er gelegentlich (Tract. 145). Die in der Geschichte der Medizin bedeutsame Insel Kos sah er „mit Interesse, um den sehr berühmten und von mir hoch verehrten Ulmer Doktoren davon berichten zu können"; nachdem er uns einige berühmte Ärzte aus antiker und aus später Zeit genannt hat, zählt er die „edeln erfahrenen und berühmten" Ärzte Ulms auf, darunter Heinrich Steinhöwel (Evag. III, 266/267).[1] Doch ist es nicht mehr als eine Nennung seines Namens, ohne irgendwie Näheres über Steinhöwel zu sagen. — Von Ulmer Familien nennt er auch sonst noch bedeutendere und gelehrte Männer, Doktoren des römischen und kanonischen Rechts, ferner die Blaubeurer Mönche, die in den Künsten, in Theologie, Physik, Medizin, Geschichte u. a. erfahren sind (Tract. 91, 201). Ähnliches wie über Kos berichtet er von anderen Orten, so erzählt er Anekdoten von berühmten Leuten aus Padua (Evag. III, 391/392), im Brixener Kloster fällt ihm die gute Bibliothek und in einem Venediger Kloster eine sehr schöne Weltkarte auf (Evag. I, 70, 106). Und in Unterägypten lokalisiert er „alle Weisheit der Ägypter", dort war eine große Gelehrtenschule, wie Eusebius berichtet, dort war Orpheus, Danaus, Dädalus, Homer, Lykurg, Solon, Platon usw., und, wie man sagt, auch Äskulap, Abraham und Moses (Evag. III, 186/187). Das Phantastische, Kritiklose solcher Angaben liegt auf der Hand, und Fabri hat wohl selbst nicht recht daran geglaubt, hat es aber in sein Werk aufgenommen aus seiner uns schon bekannten Freude an gelehrten Ausschmückungen, am Anekdotenhaften, an der Verbindung von Antikem und Christlichem.

Die Freude Fabris an gelehrten Erklärungen tritt uns in allen seinen Schriften nirgends deutlicher entgegen als in seinen Etymologien. Aber auch wohl an keinem anderen Punkte tritt die Kritiklosigkeit Fabris so klar hervor wie eben hier. Häufig traut er sich dabei selbst nicht und gibt statt einer Erklärung eines Wortes gleich deren mehrere nebeneinander, die natürlich nicht besser als die erste sind. Mit Vorliebe werden lateinische Wörter als Urformen herangezogen, doch finden sich daneben solche aus der griechischen und der hebräischen Sprache. Sie zeigen zugleich, daß unser gelehrter Dominikaner weder

[1] Andererseits hält er auf die Ratschläge der Ärzte für die Seefahrt nicht viel und meint, man solle lieber zuerst Gott und dann erst dem Arzt vertrauen (Evag. I, 144).

Griechisch noch Hebräisch kann (Tract. 6, 153, 200; Evag. II, 490; III, 68, 72, 307). Wo er die richtige Bedeutung der griechischen und hebräischen Wörter hat, weiß er sie von anderen. Für die meisten Etymologien ist er nicht selbst verantwortlich zu machen, sondern er schrieb sie aus mittelalterlichen Autoren und aus Enea Silvio ab. Nicht wenige davon sind gar keine eigentlichen Versuche zu Etymologien, sondern Spielereien. Es genügt, wenige dieser zahlreichen Erklärungen von Städte-, Länder-, Völker- und Personennamen aufzuführen.

„Basel (Basilea) ist so genannt, weil es an einer Königstätte erbaut ist, denn bei den Griechen heißen Könige basilei [!], oder hat es von basis, d. h. Grundlage [!], von le, d. h. Festigkeit [!] und von a, d. h. ohne, den Namen: gleichsam eine ohne feste Grundlage erbaute Stadt, da sie von Erdbeben schwankt, oder von basis, d. h. Volk [?] und lea, d. h. ecclesia: gleichsam Kirche des Volkes. Das Volk jedoch sagt, die Stadt werde nach einem basiliscus [Schlange] benannt, der daselbst einst verborgen war und sehr viele durch seinen Anblick vergiftete" (Tract. 6). Mit ähnlich abenteuerlichen Erklärungen des Namens der Stadt Ulm erfreute er seine Leser, ohne sich aber für die eine oder andere zu entscheiden, indem er diesen Namen entweder auf mancherlei Art aus dem der Ulmenbäume oder dem einer Völkerschaft der Ulmeriger ableitete; „nach anderen" ist in den Buchstaben das Gründungsjahr der Stadt, MLV, 1055 [?], enthalten, worüber Fabri allerdings Anstände hat; eine weitere Erklärung besagt, die Stadt sei von den Römern gegründet und nach der Etymologie der Silben und Buchstaben absichtlich so genannt worden, worin die bekannte Verfassung einer guten Stadt vollständig enthalten ist: der erste Buchstabe ist u und bezeichnet die *u*nitas, Einheit und Eintracht, der zweite ist l und stellt der Gesetze (*l*egum) Beobachtung dar, der dritte ist m und zeigt das Maß (*m*odum) in allem, auch in der Beobachtung aller Gesetze, der vierte ist a und weist auf den Anfang (*a*d principium), nämlich Gott, hin, und führt dazu, dem Göttlichen nachzugehen, ohne das anderes nicht bestehen kann, wie offenbar ist. Endlich enthält dieser Name die zwei Silben ul und ma darum, daß Ulma gegründet worden ist, ad *ul*ciscendum *ma*lum, um das Übel zu strafen und gewissermaßen als von den Alten eingesetzte Bestraferin der Übel (Tract. 12—15).

Die Familie der Renz stammt nach Fabri entweder von einem Nachkommen aus dem Heere von Renz [gemeint ist Enzio], dem Sohne Friedrichs II., oder von einem aus dem Heere Colas di Rienzo, ab, oder



ist sie nach einem Orte Renz so genannt (Tract. 118). Für den Namen Vetter hat er drei Erklärungen, entweder als verstümmelte Bezeichnung eines Kriegsveteranen, also aus dem Lateinischen, oder als deutschen Verwandtschaftsnamen, oder als artigen Brauch bei der Anrede (Tract. 96). „Germania" bringt er irgendwie zusammen mit germinare (erzeugen) und magnum (Großes) oder immania (Ungeheures, nämlich an Menschen und Früchten) (Gold. 55). Die Phantasterei liegt offen zutage (so ferner Tract. 2, 82, 98, 118, 153, 203; Gold. 54 ff., 207, 208; Evag. I, 107; III, 68, 307). Nur muß man andererseits bedenken, daß gerade dieser Zweig der Philologie noch bis ins 19. Jahrhundert hinein sehr im argen lag und daß noch heute der Ursprung mancher Wörter, über die Fabri fabulierte, strittig ist. Auch da, wo Fabri die Wörter auf deutschen Ursprung zurückführen will, nimmt Phantastisches, Anekdotenhaftes, Falsches den größten Raum ein; nur weniges ist richtig (Tract. 78, 92, 98—100, 101, 111, 112, 119, 186—188; Evag. III, 177, 306, 454). Der Name des Klosters Hegbach z. B. gibt seiner Phantasie weiten Spielraum; er deutet ihn als eine mitten durch Hecken fließende Quelle, oder als Hettbach, d. h. „wenn der Ort nur einen Bach hätte!" oder als Hebbach, d. h. „Erde, halte den herbeigeleiteten Bach fest", oder gar als Hebacht, volkstümlich für gib Acht (considera), also ein für religiöse Tendenzen sprechender Name (Tract. 178).

Bezeichnend für Fabri und interessant ist hierbei, daß er Volksetymologien verachtet und beiseite schiebt (Tract. 80, 96, 98, 116, 202). Er bringt aber theoretische Ausführungen darüber, wie Namen entstehen können (Tract. 96, 109; Evag. I, 463). Den Namen Neithart erklärt er psychologisch, als einen ursprünglichen Schimpfnamen (Tract. 93, ähnlich Tract. 92, 119). Des öfteren entwickelt er Kenntnisse von schweizerischen und schwäbischen Dialektunterschieden (Tract. 112, 202; Gold. 78). Er selbst sprach und schrieb ja, wie die Sionpilgerin zeigt, ein deutlich schweizerisch gefärbtes Deutsch (siehe auch Evag. III, 28/29). Ein wenig hat er sicher auch die italienische Sprache beherrscht (Evag. III, 154/155, 366; I, 31).

Sprachbeobachtungen sind bei Fabri nicht selten; wie er bemerkt, daß die Schweizer mit den Schwaben sprachverwandt, aber dialektisch verschieden sind, so rühmt er, daß die Schwaben in ihrer Rede gewandt und wortreich seien vor allen anderen Deutschen und viel Synonyma gebrauchen (Gold. 76). Wir sehen auch hier in wissenschaftlicher Hinsicht, daß Fabri über Volkskundliches mehr als über die Be-



deutung einzelner Personen, wie z. B. Steinhöwels, zu sagen weiß. Als er in den Alpen an die italienisch-deutsche Sprachgrenze kommt, da hält er die deutsche Sprache für „die edelste, klarste und menschlichste, die zwar allen anderen Nationen barbarisch und unmenschlich vorkommt; denn die deutsche ist die kürzeste von allen Sprachen; sie drückt mit wenigen Silben und Wörtern viel aus; diese kurzen und prägnanten Wörter aber sind von anderen, die daran nicht gewöhnt sind, schwer zu erlernen und auszusprechen, denn sie haben viele Aspiraten und Diphthonge, die zwar barbarisch zu klingen scheinen, aber ein einziger Diphthong mehr bei einer Silbe macht die Silbe voller und läßt sie mehr bedeuten; dasselbe bewirken auch die Aspirationen". Dann spricht er noch darüber, daß die Deutschen andere Sprachen wohl leicht lernen, daß aber umgekehrt die Fremden die deutsche Sprache nicht über eine kindliche Redeweise hinaus erlernen können, wie er oft beobachtet habe (Gold. 449). Diese seine Sprachbeobachtung erstreckt sich auch auf fremde Laute; so gibt er uns ein Stück vom mohammedanischen Glaubensbekenntnis mit darüber geschriebenen Noten (Evag. I, 322), gibt die Zurufe der Sarazenen an die Pilger in ihrer und in deutscher Sprache wieder (Evag. II, 82), zeichnet den Text des Gesanges der Kamelführer auf (Evag. II, 384) und bringt die Worte, die der Trutzelmann zu Kairo zu ihm sprach, in arabischer und lateinischer Sprache (Evag. III, 155). Daß er da und dort deutsche Kreuzfahrerlieder und sehr oft lateinische Hymnen zitiert, nimmt nicht wunder. Auch Sprichwörter finden sich da und dort neben biblischen und anderen Zitaten. Einige Male legt er Wert auf genaue philologische Auslegung von Wörtern und Ausdrücken, von Bibelsprüchen und Grabinschriften (Tract. 3, 7, 79—81, 87, 127; Evag. I, 3/4, 9, 154).

Auf Fabris Verhältnis zum Humanismus kann recht eigentlich erst eingegangen werden, wenn einige weitere Kapitel uns vollends das hierzu nötige gesamte Material vorlegen werden; hier seien noch einige Worte über Fabris Stil in grammatikalischer Hinsicht eingefügt. Vor allem fällt auf, daß er, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, keine Konstruktion des Akkusativs bzw. Nominativs mit Infinitiv kennt, sondern im abhängigen Satze immer quod setzt. Nach klassisch-lateinischen syntaktischen Ausdrücken durchsucht man ihn vergebens. Des öfteren hat ein Wort das falsche Geschlecht, ist falsch und halbdeutsch dekliniert, oder zeigt eine Steigerung oder eine Konjugationsweise nach mittelalterlicher Art. Oder es wechselt die Konstruktion mitten



im Satze, oder es stimmt mit der Kongruenz der einzelnen Satzteile nicht. Der Wortschatz ist natürlich weithin mittelalterlich, antikisierte deutsche oder auch ganz deutsche Wörter u. a. m. sind darunter. Manche Stellen sind, trotzdem sie gut überliefert sind, einfach unverständlich. Im Blick auf seinen Stil also hatte er wohl Grund, auf den Spott der humanistisch gebildeten — vermutlich meist italienischen — Mönche gefaßt zu sein. Er empfand den Mangel und suchte ihm durch Exzerpte aus italienischen Vorbildern, aus der „in gar schönem Stil" verfaßten Beschreibung Venedigs von Antonius Sabellicus (Evag. III, 436), und durch Übernahme ganzer Stellen aus Enea Silvio abzuhelfen. Man muß ihm jedenfalls das zugestehen, daß er sich des Unterschiedes zwischen seiner Schreibweise und der antiken bewußt war; und man kann vermuten, daß er auch wohl gerne anders geschrieben hätte, wenn er gekonnt und mehr Vorbilder gehabt hätte. Aus seinem Kloster konnte er dazu allerdings keine kräftige Anregung bekommen; die ganze neue Bewegung ging ja von Laien, und zwar von Italien aus. Und durch Laien erfuhr Fabri von ihr, sowohl über den Aufschwung der Wissenschaften seit Petrarca als über den der Künste seit Giotto. Er zitiert selbst einen Brief Enea Silvios an den Humanisten Gregor Heimburg, aus dem er diese Kenntnisse geschöpft hat. Dabei spricht er auch davon, wie ein Aufschwung der Künste immer Hand in Hand gehe mit dem der Wissenschaften, und daß heute in Deutschland Malerei und Bildhauerkunst blühen (Gold. 67/68). Es muß aber uns sehr wundern, daß er nirgends in seinen Schriften Namen oder gar Werke solcher Künstler nennt, und besonders mußten ihm ja Syrlin, der große Bildschnitzer am Ulmer Münster, oder Zeitblom und Schaffner, die Häupter der damaligen schwäbischen Malerschule, und ihre Schöpfungen bekannt sein. Es sei hier kurz noch einiges mehr über Fabris Kunstsinn gesagt.

Hierfür ist bezeichnend und als Beleg eigentlich genügend, wie oberflächlich er über das Ulmer Münster spricht; von seinem Chorgestühl und anderen Werken, die in jenen Jahrzehnten von Syrlin vollendet wurden, kein Wort; dagegen erwähnt er seine erstaunliche Höhe und Größe, den Schmuck im Innern, die in alter Kunst angefertigten Bildwerke in den Vorhallen und Giebelfeldern der Türen; schöner als alle anderen ist es zwar nicht im Schmuck der Wände oder in der Art des Bodenbelags oder in den steinernen Bildwerken oder Gemälden oder in der Vertäferung, aber wegen der Lichtfülle im Innern (Tract. 38—39). Ähnlich schildert er auch alle anderen christlichen



Kirchen, in die er kommt, wenn er sich nicht gar mit der Aufzählung der Reliquien einer Kirche begnügt. Und bei all diesen Schilderungen muß man im Zweifel sein, wieviel er selbst sah und wieviel er aus anderen abschrieb. Es ist schon viel, wenn er überhaupt angibt, was die Gemälde und Skulpturen in den Kirchen darstellen, es kommt aber doch einige Male vor (Evag. I, 241; II, 163; III, 282); nie hat er schönere Wandmalereien, Fußböden und Grabmäler gesehen als in San Marco zu Venedig; die in der Venediger Dominikanerkirche zu St. Johannes und Paulus aufgestellten heidnischen Standbilder finden eine nähere Beschreibung (Evag. III, 420, 425). In der Minoritenkirche zu Padua bemerkt er buntfarbigen Marmor und eingelegte Arbeit im Chorgestühle von verschiedenen, lebhaft gehaltenen Formen (Evag. III, 392 bis 393). Er bedauert, daß die früher christlichen und jetzt mohammedanischen Kirchen so ganz des Schmuckes beraubt wurden (Evag. II, 123, 229/230). Einmal darf er eine Moschee besichtigen und bewundert die Künstler bei ihrer Mosaikmalerei, lobt das Feuer der kostbaren und goldenen Farben (Evag. II, 124). Über verschiedenfarbigen, polierten Marmor und über die Schönheit einer Kirche im allgemeinen finden sich öfters Äußerungen, ebenso wie er auch da und dort kunstgewerbliche Gegenstände erwähnt (z. B. Evag. I, 102, 241, 318, 322, 438; II, 28). Ausführlicher spricht er über äußere Anlage und Formen der Hauptkirchen zu Bethlehem und Jerusalem (Evag. I, 468/469; II, 218ff.); ob ganz aus eigener Anschauung, ist nicht zu entscheiden. — Wir dürfen also Fabri ein gewisses Maß von Kunstsinn nicht absprechen, wenn es auch nicht groß ist.

Kehren wir aber noch einmal zurück zum Ausgangspunkte, wo wir Fabri in seiner ganzen Tätigkeit als Gelehrter betrachtet haben. Erinnern wir uns, wie er selbst sagt, er hätte lieber zu Hause nützlicherem Studium obgelegen, wenn er vorher gewußt hätte, wie sehr ihn seine Palästinareise davon abhalten würde. Dieser Hang zum Studium, zur Klostergelehrsamkeit trat uns schon öfters bei ihm entgegen. Wir sahen auch, wie diese seine Gelehrsamkeit, seine Belesenheit in seiner Darstellung überall mit eingeflossen ist, wie er sogar in seiner Darstellung weithin auf den Werken anderer Autoren fußt, ja noch mehr, wie er von ihnen beeinflußt ist. So erhebt sich uns von selbst die Frage nach den Quellen Fabris.



SIEBENTES KAPITEL

DIE QUELLEN FABRIS

Was wir über Fabris Quellen wissen, erfahren wir nur aus den vielen Zitaten in seinen Werken. Wenn diese Werke quellenkritisch herausgegeben wären, so wäre damit vieles zur Kenntnis Fabris beigetragen, und man wüßte genauer, wie weit sein eigenes Beobachtungstalent gegenüber Kunst, Land und Leuten usw. und seine Anschauungen über Antike und ähnliches reichten. So aber liegt bis jetzt nur ein Teil der Descriptio in der quellenkritischen Ausgabe Eschers vor. Aber dieser Teil genügt schon, um zu zeigen, daß Fabri seiner Darstellung Autoren zugrunde legt, die er uns gar nicht nennt, und daß andererseits auch seine Zitate vielfach nicht aus den betreffenden Werken selbst, sondern aus denen späterer Autoren gleichzeitig mit anderen Nachrichten übernommen sind. So häufig also Fabri auch zitiert, so ist doch damit nicht gesagt, daß er die von ihm angeführten Werke auch wirklich selbst eingesehen und benützt hat. Aus diesem Grunde kann es nicht und sollte es auch von vornherein nicht die Aufgabe dieses Kapitels sein, alle die von Fabri benutzten Quellen aufzuspüren. Aber doch gewähren häufige Zitierung derselben Schriftsteller und frühere Quellenuntersuchungen über die Descriptio uns die Möglichkeit, auf einer ziemlich sicheren Grundlage die hauptsächlichen Quellen Fabris festzustellen. Und so wird, immer eine gewisse Vorsicht gegenüber Fabris Zitaten vorausgesetzt, eine Übersicht über Fabris Quellen zeigen können, aus welchen Bildungselementen er zusammengesetzt war — gewissermaßen also eine Ergänzung zu den beiden vorigen Kapiteln. Ja es wird eine solche Quellenbetrachtung auch einen sicheren Grund zur Beurteilung seiner Persönlichkeit legen.

Es darf uns nicht wundern, daß am häufigsten in allen seinen Werken die Bibel zitiert ist, vor allem natürlich in seiner Beschreibung des Heiligen Landes, aber auch im Tractatus, selten nur in der Descriptio. Von letzterer ist nachgewiesen, daß die sich in ihr findenden Bibelzitate und biblischen Parallelen fast alle aus Hemmerlin herübergenommen sind. Mit der Pilgerfahrt hängen außerdem die häufigen Zitate aus dem Hymnen- und Prozessionalbüchlein in Evag. und Sp. zusammen, denn beim Betreten der heiligen Orte war jeweils die Absingung eines Hymnus vorgeschrieben.

Häufig zitiert sind — und lagen ihm sicher auch vor — die be-



kanntesten Kirchenväter, Bibelkommentatoren, Scholastiker und theologischen Autoren des Mittelalters: Ambrosius, Augustin, Beda Venerabilis, Bernhard von Clairvaux, Eusebius, ganz besonders Hieronymus, ferner Nicolaus de Lyra und sein Fortsetzer Paulus Burgensis, Orosius und Thomas von Aquino. Nur einige Male oder gar nur ein einziges Mal zitiert er von theologischen Autoren: Alanus, Albertus Magnus, Alex. v. Hales, Alvarus Pelagius, Anselm von Canterbury, Apollonius, Athanasius, Bartholomaeus de Glanville, S. Benedictus, S. Bonaventura, Carnius [Carrio?], Casa [?], Cassian, Cato [?], Chrysostomus Clemens, Constantinus Magnus [?], Cyrill, Damascenus [?], Dionysius Dominicus, Eupolemus, Gerson, Gratianus, Haymo, Heinr. v. Armina, Hermannus Aedituus, Hieronymus von Prag, Hilarius, Hugo Regularis, die Karthäuser Jakob und Ludolf, Joh. [v. Paris?], Joh. Boit [?], Joh. de Bombellis [?], Joh. Nyder, Joh. de Turrecremata, Lactantius, Leo [?], Marcus Venetus, Nicolaus von Cusa, Odilio, Odorius, Othus, Pastumianus, Petrus de Albano, Petrus de Tarenthasia, Rupertus, Simon de Cassia, den Talmud und den Koran. Daneben sind oft anonyme Werke herangezogen, Legendensammlungen und exegetische Bücher, Martyrologien, viele einzelne Legenden, Vitae Patrum, die Fortalitio fidei, ein „Catholicum" [von Johannes de Balbis]. Wie viele dieser Schriftsteller er selbst eingesehen hat, ist nicht zu ermitteln.

Wohl bewandert zeigt er sich im Zitieren der Werke über römisches und kanonisches Recht, in den Glossatoren und Postillatoren des 14. und 15. Jahrhunderts, so in Bartolus und dessen Schüler Baldus de Ubaldis, in Bartholdus, Antoninus de Mincuciis, Azo (dieser aus Hemmerlin ihm bekannt), Heinr. von Susa, Joh. Andreae, Joh. Bertachinus, Leonh. de Utino, Paulus de Castro, Wilhelmus Durandus [?], in den Dekreten der Päpste Gregor IX., Innozenz III. und Innozenz IV., dazu viele anonyme Zitate aus geistlichem und römischem Recht.

Oft benutzte er die historischen (bzw. geographischen) Werke von Antonius von Florenz, Giovanni Boccaccio, Jacobus Philippus de Bergamo, Isidor von Sevilla, Orosius, Gottfried von Viterbo, Martin von Troppau und vor allem das große Konversationslexikon von Vinzenz von Beauvais; ebenso Enea Silvio und die Landkarten von Ptolemäus. Für einzelne Teile seiner Werke benutzt (bzw. zitiert) er: Antonius Beccadelli (Panormita), Antonius Sabellicus, Gregor von Tours, die fabelhafte Geschichte Trojas von Guido de Colonna, Gregor Hagen, Heinrich Dapifer, Felix Hemmerlin, Herrmann [von Reichenau?], Hugo Flo-



riacensis, Hugo von St. Viktor, Igilius Astrologus [?], Thomas Lirer von Rankweil, Michael (de memorabilibus mundi) [Mich. de Leone?], Ptolemaeus de Fiadonibus aus Lucca, Richard von London, Sigbert von Gembloux; die anonymen Städtechroniken von Augsburg, Konstanz und Zürich; und das liber de significatione verborum [?].

An Reisebeschreibungen hat er für sein Evagatorium ausführlich die seines Reisegenossen Bernhards von Breitenbach benutzt; die von Johann Tucher aus Nürnberg und die Burcards sowie seine eigenen Aufzeichnungen über die erste Reise hat er mitgenommen auf die eigene (zweite) Reise und an Ort und Stelle verglichen (Evag. I, 327, 383), daneben zitiert er vielfach die anonymen Reisebeschreibungen und Pilgerfahrten von deutschen Rittern, ferner einigemal diejenigen des Paters Martin Röth, des Minoriten Odoricus, die Ludolfs von Suchem, die eines gewissen Alculfus, Bernhards und Clemens.

Zuweilen sind die Namen so abgekürzt oder falsch geschrieben, daß eine Lösung nicht möglich ist. — Nicht alle diese Werke sind lateinisch, manche auch deutsch geschrieben (z. B. Tract. 8). Die oben angeführten Autoren sind aus Italien, England, Frankreich, Deutschland, Spanien usw., meistens Vertreter der internationalen Wissenschaft des Mittelalters. Und oft sind es die beliebtesten und verbreitetsten Bücher des Mittelalters, die wir unter Fabris Quellen finden. Auch was er an klassischen und spätantiken Autoren heranzieht, ist nicht mehr, als was sonst dem Mittelalter von der Antike bekannt war. Im Vordergrunde stehen bei Fabri Aristoteles, die Geschichtschreiber Josephus, Diodorus Siculus und Valerius Maximus; daneben sind häufiger zitiert Tacitus und Caesar. Einige Male zitiert er außerdem Livius, Seneca, Cicero, Sallust, Ovid, Vergil, Horaz, Lucan, Plutarch, Solinus, Varro, Strabo, Plinius, Thukydides, Thales, Sokrates, Homer und andere Autoren. Escher hat nachgewiesen, und auch Fabri selbst sagt es da und dort, daß er diese Zitate aus antiken Autoren z. T. aus Werken des Mittelalters (Vincenz, Eusebius, Hemmerlin, Augsburger Städtechronik) übernommen hat.

Nicht selten aber sind Fabris Quellenangaben sehr allgemein, oberflächlich, undeutlich gehalten: „die Beschreibungen der Länder und Meere", die Chroniken, die Geschichten, „alte Codices", Wörterbücher, „wir lesen", „ein anderer sagt", „anderswo finden wir". Kaum genauer sind: „die gewöhnlichen Geschichten der Ulmer", die Geschichte der Griechen, die Bücher über die Kriege zwischen Christen und Sara-

zenen, die Chronik der Grafen von Habsburg, „eine gewisse lange und ausführliche Historie", „unsere modernen Chiromantiker, Geometer und Mathematiker"; die Chronik der Römer, die Dichter, „in den Schriften der Griechen und Römer finden wir", die antiken Gedichte u. ähnl.

Es kommt aber auch vor, daß er manche Quellen, die ihm für Historisches dienen, überhaupt nicht nennt, da er ihnen ja nur Tatsächliches entnimmt, und dieses ist Gemeingut. Dies ist von Escher für die Descriptio nachgewiesen und darf wohl auch für die anderen Werke Fabris vorausgesetzt werden. Andererseits benutzte Fabri viele Autoren nur indirekt, wie schon oben bemerkt. Jedenfalls aber war er bestrebt, weiteres Material zu seiner Darstellung zu bekommen; vergeblich suchte er nach Beschreibungen von Deutschland und Ulm und nach den „schönen deutschen und lateinischen Büchern" über die Geschichte der Habsburger (Tract. 1; Gold. 54, 123, 169).

Damit sind aber Fabris Quellen nicht erschöpft. Er zieht — besonders natürlich in Ulm selbst — alte Urkunden, Grabinschriften und selbst Steuerbücher heran als Beleg; einige davon gibt er im Wortlaut wieder (Tract. 2, 3, 12, 17, 33, 77, 79, 82, 85, 86, 87, 92, 100, 115, 126, 147, 176, 187). Eine andere Frage ist, ob diese Urkunden nicht gefälscht sind (so Tract. 3, 17). Doch ist deutlich, daß Fabri jedenfalls Urkundenstudium getrieben hat (Tract. 82, 92, 103, 126/127, 187). Auch in Descriptio und Evagatorium zitiert er da und dort zum Beleg Urkunden und Briefe (Gold. 62—64, 68, 84, 115, 123, 147—148; Evag. II, 23).

Nicht außer acht lassen dürfen wir in diesem Zusammenhang, wieviel in seinen Werken an eigener Anschauung und eigenen Erlebnissen steckt, so bei der Beschreibung Ulms, Deutschlands (z. B. Gold. 54) und Venedigs (Evag. III, 399). Er betont, er wolle nur die Orte beschreiben, die er selbst im Heiligen Lande gesehen hat, und davon nur in Ausnahmefällen abweichen (Evag. I, 182). Gewitzigt durch die Erfahrungen seiner ersten Palästinareise, von der er nur dunkle Erinnerungen mit heimgebracht hat, macht er auf seiner zweiten Reise fast täglich schriftliche Aufzeichnungen, in der Wüste, eine ganze Nacht über in Kairo, auf der Seereise (Evag. I, 66, 135; II, 249, 437; III, 105, 301, 323, 344, 365). Dazu kommen da und dort persönliche Jugenderinnerungen (Gold. 190—192).

Dazwischen hinein nimmt er auf, was er vom Hörensagen, von allgemeinen Volksgerüchten und Volksüberlieferungen wußte (Tract. 15, 22, 26, 45, 60, 103, 114, 142; Gold. 123, 141, 160, 169, 175, 178, 179;



Evag. III, 399). Endlich kommt hinzu, was er von einzelnen Personen sich erfragt hat, denn allem Anscheine nach war unser Fabri ein gesprächiger Mann, verkehrte mit hoch und nieder, knüpfte mit allerlei Volk eine Unterhaltung an, um die Leute für seine Zwecke auszufragen. So gibt er des öfteren alte Ulmer Einwohner, Angehörige der Ulmer Geschlechter, alte Bauern, ferner „glaubwürdige Männer", Augenzeugen als Gewährsmänner an (Tract. 17/18, 21, 82, 99, 101, 109, 111, 116, 133, 141, 145, 146, 175), er sprach mit den Ulmer Totengräbern (Tract. 40), mit einem Manne aus Günzburg bei Ulm (Evag. II, 56/57), mit den Mönchen zu Brixen und Bozen, im Sinaikloster und anderen Orten (Evag. I, 70, 72; III, 232, 258, 261, 331/332), mit den mitreisenden Pilgern und Fratres (Evag. I, 154, 173, 352, 383; II, 40; III, 345), mit dem Kastellan der Burg Firmiano bei Meran (Evag. I, 73/74), mit Ruderknechten und maurischen Schiffsleuten, mit den Mamelucken, die die Pilgerschar in Kairo herumführen, mit dem Trutzelmann (Evag. I, 280; II, 39, 109; III, 26, 36ff., 110, 361), mit Venediger Kaufleuten (Evag. III, 418, 436). Was er von diesen über die Städte und Ortschaften, über Landessitten und Volksgerüchte usw. erfährt, nimmt er in seine Werke auf.

Die Teile seiner Darstellung, wo er auf eigene Erfahrung und Anschauung zurückgehen kann, sind allein wertvoll. Fremden Quellen steht er ziemlich kritiklos gegenüber, auch weiß er sie nicht zu verarbeiten. Zwar zeigt er große Fertigkeit im Exzerpieren und Zitieren anderer Quellen, weiß sie aber nicht in klarer und richtiger Weise zu verwerten und kommt nur in ganz wenigen Fällen zu einem eigenen Urteil. Aus Mangel an quellenkritischen Ausgaben kann die Art und Weise von Fabris Quellenbenutzung nicht in umfassender Weise verfolgt werden, doch bietet hierfür Fabri selbst in seinen Werken und Escher in seiner Ausgabe der Descriptio einige Fingerzeige. Enea Silvios Brief an Gregor von Heimburg und seine Rede auf dem Fürstentag zu Frankfurt sowie die Rede von Hieronymus von Prag an den Papst schreibt er zum großen Teil wörtlich ab, seine geographischen Quellen benutzt er ungenau und mißversteht sie (Escher 111/112, 122). Seine Quellen für die Schweizer Geschichte schreibt er hie und da ziemlich wörtlich ab (Escher 143, 144, 148, 151, 155, 156, 160, 164), ein andermal aber gestaltet er aus dem Gegensatze gegen die Schweizer heraus und durch eigene Zutaten den Stoff ziemlich selbständig (Escher 164, 167, 169) oder weicht aus Tendenz von seiner

Quelle ab (Escher 166, 167). Für die Descriptio hat Escher gezeigt, daß er gewöhnlich jedem größeren Zeitabschnitt eine Hauptquelle zugrunde legt, an die er sich, oft ziemlich wörtlich, anschließt. Das, was er aus Bernhard von Breitenbach entnimmt, fügt er, wie er selbst sagt, im gleichen Sinne, aber hie und da absichtlich nur an einer anderen Stelle ein oder führt es noch weiter aus (Evag. II, 18). Im übrigen aber hat er seine Exzerpte so eingefügt, wie es ihn gut dünkte, und wo er widersprechende Angaben über ein und dieselbe Sache findet, da stellt er sie meist einfach nebeneinander, ohne Stellung dazu zu nehmen. Zu einem eigenen Urteil über die Fülle seiner Notizen und zu einer Übersicht über sein Material dringt er nur selten durch; ja es sind sogar offenkundige Widersprüche bei ihm nachzuweisen. Es kommen aber auch Fälle vor, wo er Quellenkritik übt, und sie sind bisher übersehen worden von Früheren, die gerade die Kritiklosigkeit in der Quellenverwertung Fabri stark zum Vorwurf machten, ein Vorwurf, der berechtigt ist, aber doch ein einseitiges Bild gibt.

ACHTES KAPITEL

DER SINN FÜR KRITIK BEI FABRI

Wenn sich auch die Frage, inwieweit bei Fabri die Kritik über die Leichtgläubigkeit siegt, bei jedem einzelnen Kapitel erhebt, so kann sie doch nur in einer zusammenhängenden Betrachtung klar gelöst werden. Seine Kritiklosigkeit haben wir schon häufig beobachtet, so in Geographie und Zoologie wie in allgemeinen naturwissenschaftlichen Ideen, in den Anekdoten und Märchen wie bei den geschichtlichen Daten, in seiner Parteinahme für das Haus Österreich und gegen die Schweizer, in seiner Stellung zur Antike und in seinen Etymologien. Naturwunder (Gold. 174, 175), Kriegsvorzeichen am Himmel usw. (Gold. 141, 172; Evag. II, 201), andere Merkwürdigkeiten in der Natur, z. B. ein Frauengeschlecht, das lange Bärte trägt, Raubtiere zu Haustieren hat und grausam im Kriege ist (Evag. II, 479), Drachen, Zauberer, Riesen und geheimnisvolle Schätze (Evag. III, 53—57, 67, 352; NzG. 49): von all dem wird da und dort gerne von ihm erzählt, nur selten ist eine kritische Bemerkung eingefügt. Offenbar glaubt er an das Wunder in der Kölner Diözese: zwei sehr streitsüchtige Bauern starben zugleich und wurden, um Arbeit zu sparen, in ein gemeinsames Grab gelegt, da drehten sie sich vor aller Augen im Grabe den Rücken zu (Evag.



III, 49). Auch glaubt er an die Berichte der christlichen Legenden, wonach in manchen Fällen böse Menschen samt ihren Häusern vom Erdboden verschlungen wurden (Evag. II, 483). Näheres darüber, wie er sich zu religiösen Wunderdingen verhält, werden wir später sehen; es sei nur das vorausgenommen, daß er hier nicht absolut gläubig ist, ja in manchen Fällen starke Kritik verlauten läßt. Er glaubt an die Erzählung von einem Kloster, das durch Gott wegen der Araber verborgen wurde und das sein Vorhandensein nur durch das Klostergeläute bekundet, dorthin sollen, wie man annimmt, gewisse Mönche, die spurlos verschwanden, hingekommen sein. Dies möge nicht als kindisch oder phantastisch erscheinen, da er in den „Lebensbeschreibungen der Väter" ähnliches gelesen habe (Evag. II, 470/471). Der Tatsache, daß er gewisse Dinge durch die Autorität früherer Schriftsteller, oder die des Papstes oder der Heiligen zu bekräftigen sucht, begegnen wir noch öfters (z. B. Tract. 6, Gold. 57/58). Oder aber er zieht Urkunden — die allerdings zum Teil gefälscht sind (Tract. 17, 18, 23) — Parallelen und Vergleiche aus der antiken und biblischen Geschichte, Beispiele aus der Profangeschichte oder das Vorhandensein von Mauerüberresten und ähnliches heran, um seine — manchmal recht fabulosen — Behauptungen zu stützen. Bisweilen hilft ihm die natürliche Anschauung und sein gesunder Menschenverstand, so bei den Gründen für das Alter der Stadt Ulm (Tract. 16—18), bei der Beurteilung der Trennung zwischen dem dritten und vierten Bürgerstand in Ulm (Tract. 69 ff.), bei einigen Etymologien (Tract. 100, 109), bei der Beurteilung der städtischen Ämter und Einrichtungen (Tract. 131, 134, 175), bei der Betrachtung von Gebäuden (Tract. 28, 40, 43, 44, 86, 175), bei den Gründen der Bevölkerungszunahme in Ulm (Tract. 146). Aber das, was er „aus dem, was uns einleuchtend, gegenwärtig und bekannt ist, vernunftgemäß vermutet" über den Ursprung der Stadt Ulm (Tract. 6), ist mehr Phantasie und gelehrte Spielerei als „vernunftgemäß".

Um die Schilderung der Größe Kairos und der ungeheuern Menschenzahl jener Stadt usw. glaubhaft zu machen, hält er folgende Einleitung für notwendig: „Die Beschreiber weit entfernter Gegenden haben von den Lesern gar oft Beschuldigungen und Gelächter zu erdulden, denn entweder ist der Leser mißgünstig, ihm können die Schilderungen und Taten anderer nicht gefallen; oder ist der Leser unerfahren und glaubt, außer dem, was er in seinem Winkel sieht, sei nichts in der Welt; oder aber ist der Leser neugierig oder mehr als nötig eifrig und

liest alles sorgfältig durch, und wenn er Widersprüche findet, nimmt er das, was ihm zusagt, das übrige aber wirft er zum schlechten Haufen. Diesen drei Arten von Lesern habe ich mein Evagatorium zum Bekritteln vorgelegt, nun aber lege ich es in der Beschreibung Kairos zum Verlachen und Zerzausen vor“ (Evag. III, 78). Trotzdem muß man sagen: seine Zahlenangaben zeugen von geringem Blick für das Mögliche; so sind in Kairo 60000 Moscheen (Evag. III, 81) und die Einwohner Kairos sind unzählbar (Evag. III, 100, 103); große Zahlen weist er auf über die Teilnehmer am ersten Kreuzzuge (Evag. II, 253, 255, 257). Die Verluste im Zürichkrieg betrugen auf Züricher Seite 800 Mann, bei den Eidgenossen aber 8000 Mann (Gold. 189). Es ist klar, daß hier Fabris Parteistellung gegen die Schweizer einwirkt. Auch bei den Zahlenangaben über Ulmer Verhältnisse nimmt er den Mund voll (z. B. Tract. 48, 145).

Wie parteiisch er in seiner historischen Darstellung und in seiner Quellenbenützung vorgehen kann, haben wir schon gesehen; aber andererseits lassen sich doch auch Beispiele nachweisen, wo er Ulmer Zustände und die Sitten des Klerus kritisiert, die Schattenseiten der Deutschen und Fehler der habsburgischen Herzöge nicht verschweigt und auch nicht alle religiösen Erzählungen glaubt. Er spricht sein tiefes Mißfallen über das Benehmen der christlichen Pilger im Heiligen Grabesraume aus (Evag. II, 91—97), verurteilt Christen, die Moscheen besudeln (Evag. II, 228, 358), und erregt sich über die Uneinigkeit der Kreuzfahrer (Evag. II, 249—312). Wohl gesteht er in seiner offenherzigen Weise, wie er seinerzeit in Ulm über die Zustände im Heiligen Lande belogen worden sei (Evag. I, 263), aber im Heiligen Lande selbst läßt er sich nicht durch falsche Nachrichten der habgierigen Schiffseigentümer vom Besuche des Sinai abschrecken und er kennt diese als Lügen (Evag. I, 190). Allerlei populäre medizinische Kuren mit Tieren hält er für Aberglauben und Phantasterei (Evag. II, 44, 534). Er glaubt nicht daran, daß zugleich 14000 Mönche in einem Kloster gewesen seien (Evag. II, 149); er erklärt mit Augustin die Sage vom ewigen Juden für Lüge, unvereinbar mit Christi Liebe (Evag. I, 262). Auch hält er z. B. die Geschichte vom goldenen Vliese ausdrücklich für eine Fabel (Gold. 49), während er allerdings die meisten der antiken Profangeschichten, z. B. über die Amazonen, ohne jede kritische Bemerkung aus den mittelalterlichen Autoren herübernimmt.

Wie schon angedeutet wurde, finden sich bei Fabri auch offen-



bare Fälle von Quellenkritik. Von seiner ersten Palästinareise zurückgekehrt, wollte er an die Beschreibung dieser Reise gehen; er fand aber viel Unsicheres in seinen Quellen über das Heilige Land und hat daher die Reise dorthin noch einmal gemacht und geforscht, ob die Beschreibungen mit den Örtlichkeiten tatsächlich übereinstimmen (Evag. I, 2). Ferner werde er, wie er in der Vorrede sagt, die Orte, wo er nicht selbst gewesen sei, zwar genau beschreiben, aber dazusetzen, daß er das aus Büchern und vom Hörensagen erfahren habe (Evag. I, 3). Die Länge der Straßen und der Distanzen gab er nicht an wegen der verschiedenen Zahlen, die er darüber fand, und wegen der Unsicherheit der Messung und Ungleichheit des Maßes. Auch berichtet er nicht über die Reiseausgaben, weil diese immer sehr verschieden seien (Evag. I, 4). Unter seinen verschiedenen Angaben über Jerusalems Umfang glaubt er am meisten dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus, weil dieser in Jerusalem selbst Bürger gewesen sei (Evag. II, 120). An verschiedenen chronologischen und anderen historischen Unrichtigkeiten der Chronik von Thomas Lirer von Rankweil nimmt er starken Anstoß, ja er polemisiert geradezu scharf gegen dieses Buch, spricht von „offenen Lügen“ Lirers und will viele Widersprüche und Wunderbares bei ihm entdeckt haben. Interessant ist die Bemerkung über Lirer: „Der Verfasser hat gedacht, es werde niemand das Buch mit Aufmerksamkeit lesen; daher hat er die Tatsachen, wo er konnte, ruhmvoller gefärbt, indem er sie in andere Zeiten verlegte und andere Ursachen angab; doch sehen wir ihm dies nach, da mir ähnliches auch unterlaufen kann“ (Gold. 214–223). Wenn Fabri des öfteren ein „man sagt“ und ähnliches in seine Darstellung einschiebt, so kann dies wohl als ein absichtliches Zeichen von Kritik angesehen werden, es wird aber in den meisten Fällen eher als bloße Quellenangabe, um die Tradition und nicht einen bestimmten Autor zu bezeichnen, aufzufassen sein, angesichts vieler anderer Beispiele, wo er keine derartige kritische Phrase für nötig befunden hat. Bei einer gewissen wunderbaren Geschichte betont er ausdrücklich, er für seine Person glaube sie zwar, er habe sie so aufgeschrieben, wie er sie gehört habe, ohne sein Dazutun (Evag. III, 232/233). Auch in einigen anderen Fällen, wo ihm Parallelmeinungen vorlagen, entscheidet er zwischen ihnen und kritisiert sie (Tract. 14/15, 90, 100; Evag. I, 336; III, 248/249). Aber in weitaus der Mehrzahl solcher Fälle läßt er zwei oder drei sich widersprechende Überlieferungen und Meinungen, verschiedene Etymolo-



gien, verschieden lautende Aussagen der Quellen einfach dahingestellt (Tract. 1/2, 5,11 ff., 35, 82, 108, 112, 114, 115; Evag, II, 25, 27) oder überläßt die Entscheidung dem Leser (Evag. III, 252); in einigen Fällen stellt er eine Möglichkeit als die wahrscheinlichere dar (Tract. 105, 106, 111, 188).

Mit Vorliebe befolgt er die Taktik, auf Kritik und eigenes Urteil zu verzichten, wenn es sich um geistliche Dinge, päpstliche Erlasse, Streit zwischen Staat und Kirche und dergleichen handelt. — Über manches weiß er überhaupt nichts, da dies zu weit in der Vergangenheit liege (Tract. 5, 77, 82, 86, 92, 100, 106, 109, 111, 119, 126).

So treten uns doch auch kritische Züge bei Fabri entgegen neben dem reichen Maß von gläubiger Hinnahme des Überlieferten. Doch werden wir dies zu einem guten Teil den Zeit- und den Lebensumständen des frommen Dominikaners zuzuschreiben haben; zudem war diese seine Kritiklosigkeit weithin bedingt durch diejenige seiner Quellen. Fabris Kritik nach einer andern Seite wird uns noch das nächste Kapitel zeigen, das die ganze Arbeitsweise Fabris zum Gegenstand haben soll, eine Aufgabe, die schon durch die Frage nach seiner Quellenkritik stark berührt wurde.

NEUNTES KAPITEL

FABRIS TECHNIK UND ZIELE ALS SCHRIFTSTELLER

Wie nach der stofflichen, inhaltlichen Seite hin Fabri im Tractatus am wertvollsten ist, so zeichnet sich auch die Einteilung des Stoffes, die Komposition im Tractatus dadurch aus, daß sie straff, geschlossen, sinngemäß, übersichtlich ist und daß sich ein Abschnitt folgerichtig auf dem andern aufbaut. Zuerst spricht er über den Ursprung und den Namen der Stadt, dann vom Umfang und Leben der alten Stadt bis zu ihrer Zerstörung durch Lothar von Sachsen, von ihrem erneuten Aufschwung und der jetzigen Größe, von ihrer sozialen Gliederung, ihrer Verfassung und von der Umgegend. Diese einzelnen Hauptstücke (Principalia) teilt er wieder in Kapitel ein, und auch diese zerfallen wiederum in einzelne im Text ausdrücklich bemerkte Abschnitte (z. B. Tract. 153). Weniger glücklich ist seine Einteilung im Evagatorium. Wohl gibt er zu Anfang (ähnlich wie in Tract. 4) den Inhalt der einzelnen



Traktate des Evagatoriums und die Gliederung in zwei Hauptteile an (Evag. I, 7/8), aber diese Gliederung in zwölf Traktate — wovon die Descriptio Sueviae und die Abhandlung von der Stadt Ulm zusammengenommen ursprünglich als der zwölfte Tractat gedacht war — ist doch nur nach äußerlichen Gesichtspunkten, nach dem Beginn der Monate, getroffen. So kommt es, daß er z. B. mit dem achten Traktate anfängt, als er noch mitten in der Beschreibung der Wüstenwanderung steht, und zwar nur deshalb, weil da ein neuer Monat begann (Evag. II, 517). Die einzelnen Traktate bestehen dann wieder aus den Geschehnissen der einzelnen Reisetage, so wie er sie sich wohl in seinem Reisetagebuch notiert hatte (Evag. I, 66ff.). Auch macht er keinen Versuch, die Erlebnisse seiner zwei Reisen miteinander zu verweben, sondern zuerst wird die erste Reise gesondert geschildert (bis Evag. I, 60) und dann die zweite, diese allerdings bedeutend ausführlicher als die erste. Der erste Hauptteil des Evagatoriums umschließt seine erste Palästinafahrt und von der zweiten Reise das Stück bis zur Beschreibung Jerusalems und der heiligen Stätten, der zweite Hauptteil umfaßt den siebten bis elften Traktat, nämlich die Beschreibung der Wüstenwanderung, Syriens und Ägyptens, der Heimfahrt zur See und der Stadt Venedig und der Rückreise über die Alpen nach Ulm. — Noch weniger gelang ihm die Anlage der Descriptio. Sie ist zwar ursprünglich nach geographischen Gesichtspunkten geplant, geht dann aber schon nach den ersten Kapiteln über zur Etymologie und damit weiterhin zur Geschichte und enthält im weiteren Verlaufe nur noch einzelne geographische und ethnographische Züge. Vom 13. Kapitel ab ist es nur noch die Geschichte der Dynastie Habsburg. Die letzten Kapitel über die Dynastien der Zähringer und Wirtemberger und noch mehr die Fabeleien über die schwäbischen Adligen fallen aus dem Zusammenhange heraus.

Betrachten wir nun, wie Fabri seinen Stoff im einzelnen angeordnet hat innerhalb des Rahmens der einzelnen Hauptabschnitte, so ist — jedenfalls beim Tractatus und Evagatorium — nicht zu verkennen, daß er sich diese Aufgabe bewußt angelegen sein ließ, obschon dann oft genug Temperament und Unfähigkeit über den guten Willen gesiegt haben. Er besinnt sich augenscheinlich, wo er das einzelne passend einfügen soll (Tract. 76/77), und über die Ulmer Familien spricht er ihrer gegenwärtigen Bedeutung und ihrem Alter nach (Tract. 77, 112). Er führt die Anordnung durch, die er zu Anfang der betreffen-



den Abschnitte sich ausdrücklich gesetzt hatte (z. B. Tract. 149, 167). Und wenn er bei der Abfassung noch andere Quellen und Nachrichten hinzubekommt, so werden diese noch während der Niederschrift bzw. in späteren Redaktionen eingefügt (Tract. 43, 93). Manches schiebt er gerade da ein, wo es ihm, wenn auch für den Zusammenhang zu spät, einfällt (Evag. III, 256, 287). Dieser systematischen Anordnung steht dann allerdings gegenüber, daß im zweiten Hauptstück die Chronologie nicht richtig beobachtet ist, daß er den Münsterbau und ebenso den Loskauf Ulms von der Hoheit des Klosters Reichenau in mehreren Teilen und an verschiedenen Orten erzählt. Aber im allgemeinen hat er sein Streben nach Klarheit (Tract. 1) im Tractatus, wenigstens nach der äußeren Seite hin, doch erreicht. — Auch wie er im Evagatorium die einzelnen Abschnitte einordnet, verrät Überlegung; zweckmäßig berichtet er am Anfang des Buches (Evag. I, 9 ff.) die Vorbedingungen zur Pilgerreise; zwischen der ersten und zweiten Reise schiebt er etliches über die Vorbereitungen zur zweiten Reise ein (Evag. I, 61); der Beschreibung der Seereise gehen einige Abschnitte über die verschiedenen Meere jener Länder, über die Einrichtungen des Schiffes und das Leben auf dem Schiffe voran (Evag. I, 107 ff.), und vor der Wanderung durch die Wüste beschreibt er näher die Beförderungsmittel für eine Wüstenreise, nämlich die Esel und Kamele, und ebenso den allgemeinen Charakter der Wüste (Evag. II, 379). Und ehe er auf seiner Rückreise endgiltig vom Meere scheidet, blickt er noch einmal zurück auf die Wohltaten einer Seereise und auf die Vorteile des Meeres (Evag. III, 437). In der Beschreibung der Heiligen Grabeskirche gibt er eine klare Disposition, nach der er verfahren will (Evag. I, 323, 338). Wie auf der Reise selbst, so will er auch in der Schilderung möglichst schnell zum Heiligen Lande kommen, und so verschiebt er die Beschreibung der Städte, an denen sie auf der Hinreise vorbeikommen, auf den Zeitpunkt der Rückreise (z. B. Evag. I, 161—171); trotzdem er aber dann auf der Rückreise nicht mehr, wie er gedacht, an denselben Orten wie auf der Herreise vorbeigekommen sei, flechte er hier ihre Beschreibung ein, um dann erst von Kreta ab die tatsächliche Rückreise zu schildern (Evag. III, 197/198, 269). Er entschuldigt sich im Vorwort zum Evagatorium, daß der geordnete Gang der Erzählung durch seine Leidenschaft unterbrochen werde (Evag. I, 2). So nimmt er denn die Beschreibung des Balsamgartens zu Busiris bei Kairo in seiner Freude schon halb voraus (Evag. III, 4—8); erst später folgt die

eigentliche Beschreibung (Evag. III, 13ff.). Manche Abschweifungen entschuldigt er mit der Wichtigkeit ihres heiligen Inhalts (Evag. I, 408, 445).

Von einer richtigen und bewußten Anordnung ist am wenigsten in der Descriptio zu spüren; oft wird der chronologische Zusammenhang durchbrochen. Doch da die Descriptio Sueviae ursprünglich ja auch als Teil des Evagatoriums gedacht war, so gilt auch für sie die Verteidigung, die Fabri im Vorwort zum Evagatorium für seine mannigfachen Abschweifungen vorbrachte. Er hebt nämlich hervor, er habe sein Werk nicht „Pilgerfahrt", „Reisebericht" oder ähnlich betitelt, sondern „Evagatorium", ein Wort, aus dem das vielfältige Durcheinander des Inhalts des Buches und die Unordnung und Abschweifung in der Anlage klar hervorgehe. Mit diesem Titel begründet er später noch weitere Abschweifungen (Evag. I, 3; III, 249, 375). Er bittet seine Klosterbrüder, denen das Werk gewidmet ist, um Nachsicht, daß er durch breite Einzelheiten über die Art und Weise eines Erzählers hinausgegangen sei und hier und da die Erzählung verwirrt wiedergegeben habe; „es ging mir nämlich so wie häufig leidenschaftlichen Menschen, die, während sie in Ordnung und über eine Sache, die ihre Teilnahme erregt, sprechen sollen, bald in ihrer Vernunft von den Gefühlen übermannt werden und die Rede unterbrechen und dadurch sie entweder anhalten oder völlig verwirren" (Evag. I, 2). So ist er sich also wohl seiner schwachen Seite bewußt; jedoch gelang es ihm nicht, sie zu überwinden, trotz der vorher erwähnten Anläufe. Bald reißt ihn sein gelehrtes und naturwissenschaftliches, bald sein theologisches und religiöses, bald persönliches Interesse, bald seine Lust zum Fabulieren zu Abschweifungen fort. Um sie zu verstehen, muß man sich erinnern, daß nach Fabris eigener Ansicht zur Beschreibung eines Landes eben auch die dort spielenden geschichtlichen und sagenhaften Ereignisse gehören (Evag. III, 270). So sind denn seine Werke angefüllt mit antiken Erinnerungen, mit Anekdoten, Erzählungen von Riesen und Schätzen, Berichten über den Kult der Moslim, mit Etymologien, mit Ausfällen gegen Andersgläubige usf. Die chronologische Folge der Ereignisse in der Descriptio wird stark unterbrochen durch seinen Haß gegen die Schweizer. Der Vorzug all dieser Einzelheiten ist, daß die Erzählung interessant wird und viel Abwechslung nach allen Seiten des menschlichen Lebens hin bietet. Aber die Folge ist, daß er über der Fülle seiner Nachrichten und Exzerpte nicht dazu gelangt,

sie richtig zu verarbeiten und miteinander zu verbinden. Wir glauben es ihm gerne, daß es ihm große Mühe gemacht hat, von Buch zu Buch zu gehen und Auszüge daraus zu sammeln und sie zusammenzuschreiben und sie durch eigene Beobachtungen zu verbessern, größere Mühe als er gehabt hatte, von Ort zu Ort zu wandern im Heiligen Lande, in Syrien und Ägypten (Evag. I, 2). Wohl trug er so jeglichem Interesse seiner Leser Rechnung, aber die Kritik bei der Sichtung des Materials und die Klarheit in der Anlage litt darunter. Er war sich dieser beiden Mängel bewußt, wie wir es ja kurz vorher gesehen haben, wie auch sein Wunsch nach Klarheit es wiederholt zeigt (Evag. I, 2; Tract. 1); auch bittet er wegen etwaiger Fehler um Nachsicht (Evag. I, 6) und drückt gegen die Fehler Thomas Lirers von Rankweil ein Auge zu, da ihm solches auch unterlaufen könne (Gold. 216).

Dem Mangel an Übersicht in der Anordnung sucht er aber abzuhelfen, indem er nicht selten Bemerkungen gibt, die das Ganze zusammenfassen oder die die Disposition des Folgenden angeben sollen. Am häufigsten und besten tritt dieses Streben, auch im einzelnen zu disponieren, indem er klar die Gründe für eine Sache aufzählt, wiederum im Tractatus hervor (Tract. 4, 15, 39, 53, 61, 69, 77, 79, 126, 134, 139, 140, 146, 149, 152, 153, 174). So zerlegt er auch die Beschreibung von Örtlichkeiten; bei der alten Stadt Ulm zeigt er zuerst ihren Umfang und dann das Leben außerhalb der Mauern; die jetzige Stadt Ulm betrachtet er zuerst von außen und dann von innen (Tract. 19ff., 49, 51) und auch bei der Beschreibung der Stadt Venedig verfährt er nach einem Schema, das dem des Tractatus in manchem ähnlich ist (Evag. III, 399). Oder aber er gibt kurze prägnante Sätze, die im Folgenden ihre nähere Ausführung finden oder die das Vorhergehende noch einmal zusammenfassen (Tract. 21, 23, 25/26, 42, 65/66, 73, 76, 82, 113, 114, 116, 120, 124, 128, 130, 134, 143, 144, 145, 147, 149/150, 174, 206). Die Klöster bei Ulm beschreibt er in der Reihenfolge ihrer Lage nach von Norden über Osten nach Westen (Tract. 152). Und weil doch nicht alles in den richtigen Zusammenhang gebracht ist, so sind im Tractatus Bemerkungen wie „worüber später die Rede sein wird“ oder „wie oben gesagt“ und ähnliches recht häufig. — Ähnliche Verhältnisse, nur nicht so deutlich, ließen sich natürlich auch im Evagatorium und in der Descriptio nachweisen.

So sucht er also Übersicht und Klarheit in sein Werk hereinzutragen, und wenn es ihm auch nicht überall gelingt, so hat er doch

6*



— wenigstens im Tractatus, seinem eigensten Werk — eine Reihe plastischer Bilder gezeichnet, wie wir es schon bei der Beschreibung der Stadt Ulm und der politischen Gegensätze seiner Jugendzeit gesehen haben und noch sehen werden bei der Schilderung der religiösen Zustände seines Jahrhunderts. Diese Anschaulichkeit wird, wohl meist ohne Absicht, noch gehoben durch allerlei äußere Momente, auf die jetzt in dem Zusammenhang dieses Kapitels eingegangen werden soll. Die meisten seiner Vergleiche stammen nicht aus dem antiken und religiösen Gebiete, sondern aus dem täglichen Leben, das ihn umgab. Wie schildert er nur den Lauf der Blau durch die Stadt Ulm (vgl. S. 22)! Ulm selbst ist „wie eine außerordentlich schöne, mit verschiedenen Edelsteinen und Perlen geschmückte goldene Krone von Herrschaften weltlicher und geistlicher Fürsten umringt und umgeben. Der goldene Ring dieser Krone mit ihren rings hervorwachsenden Lilien ist gebildet aus den Herrschaften der Fürsten mit gräflichen und freiherrlichen Besitzungen. Als Edelsteine aber und Perlen sind in diese Krone eingesetzt die Klöster frommer Mönche und Nonnen, aus denen allen der überaus schöne Kranz erwächst und erglänzt, der Ulm umgibt und gewissermaßen krönt" (Tract. 149). — Franken hat Nürnberg gleichsam als sein Warenhaus (Tract. 121). — Es besteht eine schöne Verkettung unter den Ulmer Bürgerklassen, von denen die Geistlichen gleichsam den Kitt bilden (Tract. 54). Diese sieben verschiedenen Klassen der Bürger sind — eine Anlehnung an eine Bibelstelle — gleichsam sieben Säulen, auf denen das Gemeinwesen der Stadt Ulm ruht (Tract. 53). So ließen sich noch eine Reihe Vergleiche anführen, teils zwischen kirchlichen und weltlichen Verhältnissen (Tract. 72, 75, 79), teils zwischen Reichstadt und weltlichem Fürstentum (Tract. 76), oder es sind volkstümliche Redewendungen (Tract. 65, 164, 177) oder sonstige Vergleiche aus der Umgangsprache, aus dem Leben anderer Leute und ähnliches (Tract. 40, 41, 56, 65, 71, 85, 109, 127, 144). Daß diese Vergleiche bisweilen übertreiben, liegt auf der Hand (z. B. Tract. 40, 140). Die gleiche Erscheinung, eine kräftige, volkstümliche, mitunter derbe Sprache tritt uns auch in seiner ganzen Ausdrucksweise entgegen. Die Bemerkung von Johannes in den Dekretalen, der die mit der Bischofsmütze versehenen Äbte gehörnte Esel nennt, nimmt er in sein Werk (Tract. 25) herüber, allerdings mit der vorsichtigen Bemerkung, daß nicht er, sondern Johannes dies sage. Die stärksten Ausdrücke gebraucht er gegen die antiken Götter, gegen Andersgläu-



bige und gegen die Schweizer. Volkstümliche Redewendungen sind nicht selten (ein derbes deutsches Sprichwort in Evag. II, 96). Müßige Geistliche machen im Ulmer Münster anstoßerregenden Lärm, indem sie daselbst eine Zusammenkunft und Gespräch hatten, wie es ihnen in den Mund kommt (Tract. 41). Auf der Reise durch die Wüste hätten die Pilger die wenigen Kameltreiber, von denen sie bestohlen wurden, „lebendig verschlingen" können, „um mich der gewöhnlichen Redeweise zu bedienen", doch fürchteten die Pilger davon nur größere Gefahr (Evag. II, 420). „Wir waren hungrig wie Hunde, durstig wie Hirsche" (Evag. III, 146); die Araber tranken aus großem Durst an einer Quelle „wie die Kühe" (Evag. II, 81). Als der Abt von Reichenau Ulm verließ nach dem Verkauf seiner Rechte an die Stadt, da war in ihr „auch nicht eine Klaue", die sein gewesen wäre. In ähnlicher Weise kauften die Ulmer die Rechte und Besitzungen des Abts von Bebenhausen, so daß dieser „keinen Halm" mehr in der Stadt besaß (Tract. 143). Zuweilen finden sich auch Ausdrücke der Ungewißheit, die aber wohl mehr rhetorische Phrasen sind, z. B. eine gewisse Familie „versucht mit ihrem Stamme die Stadt zu zieren" (Tract. 95, 103, 107, 111, 112). Die Bäckerzunft in Ulm ist groß, da es dort viele Brotesser gibt (Tract. 136). Als Grund für die Trennung zwischen Geschlechtern und Zünften wird angeführt, der Adel käme sonst in Verachtung; z. B. wenn ein Handwerker, der heute Schuhe gemacht hat, morgen in die Genossenschaft der Adligen aufgenommen würde (Tract. 71). Auch liebt er Häufung von Ausdrücken, besonders in Fällen von Gemütserregung (Tract. 140, 142, 143/144, 144, 147, 148, 161; Gold. 174; Evag. I, 19 u. a., III, 403); besonders auf Jesus häuft er die beliebten christlichen Paradoxien (Evag. I, 443): das ungeheure Kindlein, der unsichtbare Sichtbare, der unsterbliche Sterbliche, der allmächtige Schwache, das offenkundige Geheimnis usw. Eine solche Gegensätzlichkeit der Ausdrücke wie auch Wortspiele sind bei Fabri keine Seltenheit (Tract. 44, 127, 140, 147, 198/199, 200; Evag. I, 2, 6, 443; II, 230). Im Ausdrucke wechselt er immerhin ab, als er dreizehnmal nacheinander Ablaß erhält (Evag. II, 497); in einigen Fällen ist eine Steigerung der Ausdrücke (Klimax) zu beobachten (Evag. I, 18; Tract. 153).

Wenn man diesen Stil, der so viel populäre Elemente in sich birgt, auch in grammatischer Hinsicht, sich betrachtet, und wenn man die volkstümlichen Bestandteile des Inhalts (Anekdoten usw.) hinzunimmt, so kann man begreifen, daß er nicht dazu beitrug, den huma-



nistisch gesinnten Mönchen Achtung abzunötigen. Für diese aber waren Fabris Werke gar nicht bestimmt; sie sollten anderen Zwecken und Absichten dienen.

Das Evagatorium ist auf Bitten der Brüder seines Ulmer Klosters geschrieben. Sorgfältig habe er die vielerlei Gefahren, Ängste und Bedrückungen aufgeschrieben, damit seinen Brüdern die geruhige Stille und die geregelte Ordnung und der mühevolle Gehorsam des Klosters mehr gefalle, das Umherziehen aber und Umherschweifen ihnen entleide. Sein Werk soll ihnen ferner zwar nicht als ein autoritatives Buch in der Art der heiligen Schriften zum Studium, wohl aber in Stunden der Muße zur Erholung dienen. Er hoffe jedoch, daß die Lektüre nicht unnütz sei, da sie ja auch fabelhafte Dinge und die Gebilde der dichterischen Phantasie zum Nutzen ihrer Seele auszunützen verstünden. Denn er wisse, daß für sie auch alltägliche Kleinigkeiten und kindische Geschehnisse, nicht bloß große und heilige Dinge, erbaulich wirken. So bringe er denn kühnlich unter Großem und Wahrem, Heiligem und Ernstem auch Kindisches, Anekdotisches und drollige Scherze, jedoch nie mit Absicht, was der Wahrheit oder der Vernunft oder der Bibel oder den guten Sitten zuwiderlaufe (Evag. I, 1—4). So will er denn, daß sein Werk nicht veröffentlicht werde, ehe es nicht von seinem Klosterprior Fuchs geprüft, verbessert und gebilligt sei; auch erhalte es dadurch mehr Ansehen, Glanz und Wert (Evag. I, 6). Ihm selbst ist eine weite Verbreitung und Benützung seines Buches recht lieb, und er bestimmt es außerdem noch für andere, namentlich aufgezählte Klöster, damit sie durch dessen Lektüre in der Stetigkeit des Klosterlebens bestärkt werden und durch die Beschreibung der heiligen Orte die Heilige Schrift besser verstehen und für die fromme Betrachtung Nutzen ziehen (Evag. I, 5). Ebenso hat er seine Brüder ausdrücklich im weiteren Verlaufe des Evagatoriums im Auge (Evag. III, 53, 92; ähnl. Evag. I, 412; II, 539). So will er also verschiedenen praktischen Zwecken dienen, der Zufriedenheit mit dem Klosterleben, der religiösen Erbauung und der Unterhaltung. Besonders sei dabei dieser letztere volkstümliche Zweck unterstrichen, dem der volkstümliche Inhalt und die volkstümliche Form entsprechen. Die Durchwanderung der Fremde führt im letzten Traktate, der als gesondertes Buch erschien, zur Beschreibung des Heimatlandes und der Vaterstadt. Für diese hat Fabri uns nicht mehr ausdrücklich einen Zweck angegeben, den er hierbei verfolgte; es mag derselbe wie beim Evagatorium gewesen sein, da ja Evagato-



rium, Descriptio und Tractatus als ein Werk gedacht sind. Zudem verabschiedet er sich am Schluß des Tractatus von seinen Brüdern und verweist noch einmal auf das Vorwort des Evagatoriums (Tract. 209). Das Bestreben, die Heimat zu rühmen, mag als Zweck bei der Abfassung mitgewirkt haben.

Was speziell seine Abhandlung über Ulm anbetrifft, so lassen mehrere Stellen wenigstens vermuten, daß sie außerdem noch als eine Art Fremdenführer bestimmt war; denn mehrere kleine Tore Ulms zählt er deshalb nicht auf, weil sie nicht zum Verkehr für die Fremden verwendet werden (Tract. 42); er hebt hervor, daß die Leute sehr gerne in Ulm leben, und nennt die verschiedenen Vergnügungen, die man in Ulm finden kann (Tract. 52, 147). Mehrere andere Stellen zeigen, daß er auch die Ulmer Bürger bei der Abfassung als Leser im Auge gehabt hat. Nicht nur gibt er ihnen wegen ihres Kleinmutes eines ans Bein; die Streitigkeiten in der Lauinger Bürgerschaft will er „von unvorsichtigen Bürgern gelesen wissen, sofern sie dann einsehen würden, aus wie leichter Ursache die Harmonie, die Regierung und auch die geordnete Verfassung aufgelöst, zerstört und geschwächt wird" (Tract. 101). Andererseits ist er bei der Abfassung des Tractatus vorsichtig und unterläßt zu bestimmen, welche von den Ulmer Familien an Adel jünger und welche älter seien, um sich keinen Unwillen zuzuziehen und keinen Streit zu stiften (Tract. 77, 113), und er entschuldigt sich, daß eine gewisse Ulmer Familie in der Reihenfolge zuletzt aufgezählt werde, weil diese eben zuletzt nach Ulm gekommen sei (Tract. 112). Andere Stellen im Tractatus, worin er sagt, warum er dies und jenes anführt bzw. wegläßt, zeigen noch weiter, daß er die Ulmer Bürger mit unter seine Leser rechnet (s. S. 83). — Andere gekürzte Bearbeitungen seiner Pilgerfahrt, ohne die wissenschaftlichen Beigaben des Evagatoriums, waren für seine adligen Reisegefährten bestimmt.

Die „Sionpilgerin" endlich, die ebenso wie das Evagatorium in Tagereisen eingeteilt ist, aber fast nur die heiligen Stätten und die darauf gesetzten Ablässe sowie Heiligenlegenden und ähnliches zum Gegenstande hat, ist zum Andachtsbuch bestimmt und auf die Bitte solcher geistlicher Personen verfaßt, die nicht selbst ins Heilige Land pilgern können, aber doch im Geiste diese Pilgerfahrt machen möchten. Die äußere Form der Reise ist dabei festgehalten; für jeden Tag ist eine Tagereise zur Lektüre und zum geistigen Miterleben bestimmt, dazu soll jeden Tag noch ein Psalm gelesen werden oder von des Lesens



Unkundigen fünf oder sechs Paternoster und Ave Maria gebetet werden (Sp. fol. 6a, 6b). Eine solche geistige Pilgerfahrt hat dabei den Vorteil, daß man viel Ungemach durch die Ungläubigen, Ungewitter, Hitze, Hunger und Durst nicht erleidet, daß einem — im Gegensatz zur Wirklichkeit — jederzeit die Heilige Grabeskirche offen steht und daß man jedes Jahr nach Jerusalem ziehen kann. „Das Elend der Ritterpilgrime [d. h. derer, die die Reise leiblich mitgemacht haben] nimmt der Sionpilgrim aber auf, als ob es sein eigenes wäre, um des Verdienstes willen" (Sp. fol. 8b/9b). Darum ist die äußere Illusion beibehalten und oft wird von Kummer und Leid auf der Fahrt gesprochen (Sp. fol. 9b, 131a). Die vielen Tagereisen, die die Ritterpilgrime brauchen, sind stark gekürzt, wie er selbst sagt (Sp. fol. 2b, 275b, 281a, 291a, 292a, 306a, 309a, 323a, 330a, 335b). Ähnlich wie die Ritterpilgrime ein rotes Kreuz auf dem Gewande haben, so soll auch der Sionpilger ein Kreuzchen am Gewande oder am Hals oder am Paternoster tragen (Sp. fol. 4a). Wenn der Ritterpilgrim ohne Erlaubnis des Papstes nach Jerusalem zieht, ist er im Bann; ebenso soll der Sionpilgrim seine Fahrt nicht ohne Wissen und Bewilligung seines Oberen und seines Beichtvaters unternehmen, damit die Fahrt desto verdienstlicher sei; nur wenn er vom Oberen oder Beichtvater Torheiten und Gespött erleidet, so ziehe er ohne ihre Erlaubnis hin (Sp. fol. 5b/6a). Wie vor Beginn der leiblichen, so soll man vor Beginn der Sionpilgerfahrt beichten (Sp. fol. 8a); auch lese man vor Beginn das Canticum mit der Antissen, Paternoster mit Collect (Sp. fol. 9b). Am Abend vor dem Schlafengehen schaue sich der Sionpilger in seinem Büchlein nach der morgigen Tagereise um, ob sie schwer oder leicht sei; der ungelehrte Pilgrim möge sich deswegen zu einem Gelehrten gesellen, der ein Büchlein hat, um sich nach der folgenden Tagereise zu erkundigen, und möge darnach mehr oder minder beten. Ein weltlicher Sionpilgrim möge auf jeder Tagereise einen armen Pilgrim zu Tische laden oder Almosen geben (Sp. fol. 6a/7b). Am Abend soll sich der Sionpilger immer einen Heiligen wählen, bei dem er über die Nacht in schirmender Herberge sei; es kann dies der Kalenderheilige sein; jedoch mag er bei einem Heiligen, bei dem er gerne ist, verweilen, solang er will (Sp. fol. 7a). Und wie man bei einer wirklichen Reise nicht ohne Zehrung durchkommt, so schaue man auch bei einer geistigen danach aus, zwar nicht nach Gold und Silber, aber nach viel Geduld zum Überwinden der Reisefährlichkeiten (Sp. fol. 6a). Wenn einer auf Pilger-



schaft zieht, so mag er dazu an Leuten aufbringen, wen er will; denn mit viel Gespielschaft und Gesellschaft ist es tröstlich und kurzweilig, über Meere in ferne Länder zu ziehen (Sp. fol. 8a, 267b). Ja die Regeln für die Sionpilgerschaft gehen auch auf die Verhältnisse des täglichen Lebens ein. Vergißt der Sionpilger seiner Pilgerfahrt oder fällt er in Sünde oder wird fünf oder sechs Tage durch weltlich Geschäft zerstreut, so soll er nach dem Rausche die Fahrt nicht wieder von vorne anfangen, sondern wo er stehengeblieben ist, als wäre er dieweil krank oder vom Wind und Ungewitter verhindert gewesen (Sp. fol. 7b). Doch damit die Lektüre nützt, so verlangt Fabri auch noch eine fromme Gemütsverfassung und weltabgewandtes Betragen; so lautet die achte seiner Regeln: ein Sionpilger soll sich nicht für frömmer halten darum, daß er auf der Pilgerfahrt ist; aber fröhlich und gleichmütig soll er sein; hat er böse Gewohnheiten, so soll er sie ablegen und ein tapferer Pilgrim werden (Sp. fol. 5a). Auch soll er nicht ärgerlich Kurzweil suchen während seiner Sionpilgerfahrt mit Karten, Tanzen und Singen weltlicher Lieder; das soll er meiden, wiewohl ein guter Mensch, auch ohne auf der Pilgerfahrt zu sein, sich dieser Dinge enthalten soll, da es zum mindesten Zeitvergeudung ist (Sp. fol. 5b). Die Ritterpilgrime ziehen alle zusammen, Weiber und Männer, Geistliche und Weltliche. Die geistlichen Pilgerfahrer ziehen aber ohne Frauen und Jungfrauen, damit sich keine unnütze Trübung in der geistlichen Pilgerschaft erhebt, wie in der weltlichen geschieht (Sp. fol. 4a). Nur der Ritterpilgrim empfängt den auf die heiligen Orte gesetzten Ablaß, den Felix immer durch verschiedene Kreuzzeichen angibt, damit auch der Sionpilger desto andächtiger und geflissener sei auf derselben Tagereise; doch kann dieser — für Fabris Anschauung nicht ohne Bedeutung —, so er andächtig ist, mehr Ablaß von Schuld und Strafe empfahen als der Ritterpilgrim (Sp. fol. 3a). Derjenige aber möge die Sionpilgerschaft unterlassen, den sie an beschaulicher Erhebung des Gemütes hindern würde (Sp. fol. 4b). Andererseits möge der Leser nicht unterlassen, das zu tun, was er schuldig ist zu tun von Staates wegen, Gebetes wegen, Ordens wegen mit Fasten, Wachen, Beten, von Gehorsams wegen, von seines Amtes wegen, von guter eigener Gewohnheit wegen; dies alles wird oft auf der Ritterpilgerfahrt verhindert (Sp. fol. 5a). — Am Grabe des berühmten Mystikers Seuse in der Dominikanerkirche zu Ulm gab Fabri die obenstehenden zwanzig Regeln an eine große Schar von Frauen aus den schwäbischen Klöstern des Predigerordens (Sp. fol. 10a—



11 a). Ohne weiteres sieht man, von welcher Bedeutung sie sind, nicht bloß, um den Zweck der „Sionpilgerin" zu erkennen, sondern besonders auch in Hinsicht auf die Religiosität Fabris und seiner Zeit. Aus demselben Geiste heraus mag Fabri auch wohl Seuses Schriften herausgegeben haben.

Von den Zielen seiner Werke aus wird es meist erst recht verständlich, warum er das eine Mal ausdrücklich darauf verzichtet, näher auf etwas einzugehen, das andere Mal aber etwas absichtlich breiter behandelt. Schon in der Vorrede des Evagatoriums umschreibt er sich seine Aufgabe, das, was er zu bringen gedenkt, und das, was er absichtlich wegläßt, und für letzteres verweist er zum Teil auf andere Autoren (Evag. I, 3—5). Er werde neben dem, was er von den drei Erdteilen auf seiner Reise gesehen habe, auch berichten, was er und seine Reisegenossen an Glück und Unglück, an Bitterem und Süßem, Absichtlichem und Zufälligem, an Gleichgültigem und an Einzelheiten erlebt haben (Evag. I, 2). Wir haben schon gesehen, daß er nichts über die Reiseausgaben berichtet, weil diese immer sehr verschieden seien (Evag. I, 4), daß er speziell in Hinsicht auf seine Brüder längere Exkurse über orientalische Sagen bringt, damit sie über den Aberglauben der Heiden lachen sollen, und über mohammedanischen Kultus berichtet (Evag. III, 53, 92), daß er seine Abschweifungen mit dem Titel seines Werkes entschuldigt (Evag. III, 249, 395) oder mit seiner Auffassung, daß die Beschreibung eines Landes auch dessen Geschichte enthalte, begründet (Evag. III, 270). Gemäß seinen Absichten erzählt er denn auch eine Menge Reiseerlebnisse, die er mit seinen Genossen durchgekostet hat, Gefahren und Schwierigkeiten auf der Landreise und über die Alpen wie auch besonders während der Seereise, Regen, Stürme, Wind, Kälte, Hitze usw., Zollvisitationen, die Vorbereitungen der Abreise von Jerusalem, die entbehrungsvolle Wüstenwanderung; aber auch Scherze der Mitreisenden oder Gefahren, die einzelne aus der Schar zu bestehen hatten, und Todesfälle. Dann wieder Verse von Mitreisenden oder solche aus Kreuzfahrerliedern oder aus antiken Dichtern. „Weil es aber zu weit führen würde", erwähnt er viele Gefahren der Seereise nicht (Evag. III, 247), nachdem er nämlich ihrer schon früher häufig Erwähnung getan hatte. Über die Streitigkeiten der Pilger untereinander ist „nicht notwendig zu schreiben" (Evag. III, 173); aber an anderen Stellen läßt er uns doch häufig Blicke tun in das manchmal recht unchristliche Betragen der Pilger (z. B. Evag.



II, 107, 110). In der Descriptio Sueviae will er über den alten Zürichkrieg, wobei er ja seinen Vater verlor, mit möglichster Schonung der Gegenpartei schreiben, da er in dieser zu der Zeit, wo er schreibt, nicht wenige Verwandte besitze (Gold. 144). Es erinnert uns an die Vorsicht, mit der Fabri bei der Abfassung des Tractatus zu Werke ging. Weil er in seiner Jugend länger in Diessenhofen weilte, nimmt er daraus Veranlassung, sich näher darüber zu verbreiten (Gold. 162). Das viele Fabelhafte übernimmt er aus Thomas Lirer nur deshalb, weil darin von einigen Heiligen die Rede sei, die in der Geschichte Schwabens eine Rolle spielten; andererseits läßt er das aus, was jenes Buch an Unschicklichem und an Schimpflichem über gewisse Adlige Schwabens enthalte (Gold. 223). Im Tractatus ist er augenscheinlich so begeistert von seinem Stoffe, daß er da und dort gern ausführlicher reden würde, aber es war ihm zu langwierig (Tract. 27, 133, 138, 152). Die Aufführung der Zünfte begründet er damit, daß aus ihnen der größere Teil der Ulmer Bürger bestehe (Tract. 133); über die Handwerker aber führt er nichts Näheres aus, da jeder bei sich und im eigenen Hause merke, wie sie der Stadt nützen, und auch weil es zu viele sind (Tract. 123). Vom vierten Stande führt er nur die vornehmsten Familien an, da es sonst zu langwierig sei (Tract. 114). Das Für und Wider über die gewaltsame Reform des Klosters Söflingen durch die Ulmer würde mehrere Quartbogen erfordern, er gibt die Sache jedoch ziemlich zusammengefaßt wieder (Tract. 205, ähnl. Tract. 177). Über die Klöster Medingen und Medlingen berichtet er im einzelnen, obwohl sie in bayrischem Gebiete liegen, weil nämlich in ihnen ziemlich viele Töchter von Ulmern leben und die Klöster geradezu regieren (Tract. 167); aber auf das frühere skandalöse Betragen dieser Klöster geht er wegen der Ehre des Ordens nicht näher ein (Tract. 168). Andere Klöster und Klausen beschreibt er deshalb so ausführlich, weil sie freundschaftliche Beziehungen zum Ulmer Kloster hegen, oder weil er von ihnen mit Geld für seine Reise unterstützt worden war (Tract. 194, 166). Über eine Ulmer Familie sagt er nur wenig, weil niemand mehr davon am Leben ist (Tract. 77). Manches Unwichtige übergeht er oder setzt ein „und so weiter“ hinzu (Tract. 42, 81, 85, 123; 3, 51, 54, 61, 111).

Dem ganzen Geist der „Sionpilgerin“ entspricht es und es berührt sich auch mit Stellen im Evagatorium, wenn es heißt: „Da war auch in einem Felsen eine tiefe Höhle, in dem der Teufel Priapus Abgott



war, von dem ich nichts schreiben will, denn ich schäme mich, darvon zu gedenken, und hab ein Verwundern ob der Blindheit der Alten, die mit solchen Torheiten umgingen" (Sp. fol. 141 b). „Viel könnte ich von den Kräften und Tugenden des wahren Balsams sagen, das ich weglasse, damit der Sionpilgrim nicht fürwitzig werde" (Sp. fol. 242a). Auch der weltlichen Dinge beim Besuche der christlichen Kirchen achten die Sionpilgrime nicht viel, und wollen auch nichts von einer Besichtigung des Schlosses zu Kairo wissen (Sp. fol. 245 a, 253 a); und weil die christlichen Kirchen in Kairo so verschwindend klein an Zahl sind gegenüber den arabischen Kirchen und der Name Christi zu Kairo verachtet ist, haben dort die Pilger keine große Kurzweil (Sp. fol. 244 a). Damit aber das Lob frommer Klosterfrauen, die bei der Eroberung Akkons sich die Nase abschnitten, um nicht von den Sarazenen vergewaltigt zu werden, ewiglich nicht vergessen werde, erzählt er diese Geschichte ausführlich (Sp. fol. 162 b). Nach der Beschreibung der Höhle auf dem Sinai, wo Gott Mose erschienen sein soll und wo auch Ablaß gesetzt ist, meint er: Ungelehrten Leuten sind die Dinge spöttlich oder schimpflich, aber den in der Heiligen Schrift gelehrten Leuten sind sie andächtig, ehrsam und ernstlich (Sp. fol. 207 b).[1]

ZEHNTES KAPITEL

DIE RELIGIOSITÄT FABRIS

Dem uns schon vorher so deutlich bekannt gewordenen Interesse des Predigers, des Theologen und Mönchs verdankt ein gut Teil der Schilderungen und Erzählungen Fabris, wie auch die Pilgerfahrt selbst, ihre Entstehung. Weiterhin hängen diese Teile seiner Werke auch mit den Zielen zusammen, die sich Fabri mit dem Evagatorium steckte,

[1] Trotz der geistlichen Tendenz der „Sionpilgerin" finden sich in ihr kurze Schilderungen oder doch Erwähnungen der Landschaft, der Tiere, der Steine und von ähnlichem, des Gedränges in Kairo, der Kirchen, der Gefahren der Seereise und der Entbehrungen in der Wüste, des guten Weines auf Kreta, des Ungeziefers auf dem Schiffe, der Gelehrtenschule zu Athen, der Eierbrütanstalt und des militärischen Übungsplatzes und der Taubenstation zu Kairo u. ä. m. Nichts dergleichen aber steht im nicht selbst erlebten zweiten und dritten Teil der „Sionpilgerin", d. h. in den Pilgerfahrten nach Rom und Santiago de Compostella und all den andern heiligen Orten des Abendlandes.



mit der Bestimmung für die Klöster und mit seiner ganzen Auffassung von dem Wesen einer Schilderung, die auch die Geschichte einbegreife. All das, was auf dieses — kurz gesagt — religiöse Interesse Fabris zurückgeht, bildet die Hauptsache in seinen Schriften, dem Raume nach wie auch der Bedeutung nach, die Fabri diesen Teilen beilegt. Und auch für uns sind die vielseitigen Auswirkungen seiner Religiosität wichtig, insofern sie uns den Kern und den Grund von Felix Fabris Wesen erschließen werden und insofern sie den Unterton uns verdeutlichen, der all die vielen anderen Interessenrichtungen seiner Werke bestimmt, absichtlich oder nicht.

Hauptsächlich des tieferen Verständnisses der Heiligen Schrift wegen, worin Laienpilger die gelehrten Theologen nicht selten übertrafen, hatte er, gegen die Gewohnheiten des Mönchslebens, eine so weite Reise unternommen, aber auch wegen der religiösen Erbauung und wegen des Ansporns zu Buße und frömmerem Leben (Evag. I, 20—26). Aber er war davon nicht befriedigt worden, denn die Eindrücke, die er von dieser ersten Reise nach Hause brachte, waren nur traumhaft und verschwommen, da der Besuch der heiligen Stätten zu kurz und zu eilig gewesen war. Mühsale und Gefahren, Geldaufwand und Zeitverlust waren so umsonst (Evag. I, 61). Mit der Erlaubnis seiner Ordensobern und nachdem er die ganze Bibel und alle erreichbaren Schriften über Palästina gelesen und exzerpiert hatte und dabei nur auf Wirrnisse und Widersprüche gestoßen war, zog er zum zweitenmal hinüber ins Land seines langjährigen Sehnens (Evag. I, 62). Sein großer Schmerz und sein Bedauern ist es, daß es jetzt nicht mehr im alten idealen Zustand wie vor Jahrhunderten ist, sondern daß jetzt die Ungläubigen dort hausen gleich wilden Tieren (Evag. I, 14—16), daß die christlichen Einwohner Palästinas sich nicht offen zum Christentum bekennen dürfen (Evag. I, 224, 226), daß das Heilige Grab sich nicht mehr in Christenhänden befindet (Evag. II, 39), und er meint, das Heilige Land sei nicht eher zurückzuerobern, als bis Ägypten durch die Christen besetzt sei (Evag. III, 197). Doch auch heute noch besitzt das Heilige Land in seinen Augen durch seine Geschichte gar manche Vorzüge vor allen andern Ländern (Evag. I, 19—24). Die Pilger betrachten natürlich die Unmasse der durch das Alte und Neue Testament oder die Sage irgendwie bekannten und zu heiligen Stätten gestempelten Orte und Reliquien, und Fabri erzählt stets hinzu, was er darüber aus der biblischen Geschichte oder aus Heiligen-



und Marienlegenden weiß (Evag. I, 235 ff.). Er setzt immer bei der Unmenge der einzelnen heiligen Stätten ein oder zwei Kreuze hinzu, je nachdem dort siebenjähriger oder völliger Ablaß gewährt wird (Evag. I, 194 ff.), erwähnt die Gebete und Andachtsbezeugungen der Pilger und welcher Hymnus jeweils bei den Stätten gesungen wurde. Er betont, er habe keinen ihm aus der Bibel bekannten Ort zu besuchen versäumt, soweit es ihm möglich war (Evag. II, 182); ja sogar bis nach Kairo und Alexandrien (und in der Sionpilgerin über ganz Europa) sehen wir die christliche Legende sich erstrecken (Evag. III, 9—11, 49/50, 158/159). Die vielen Kirchen zu Venedig, Kreta und Rhodus stecken voller Reliquien (Überreste von Jesu Kreuz und Dornenkrone, Arme und Köpfe von Heiligen usf.), aus deren getreuer Aufzählung — hie und da kommt dazu noch die Translatio eines Heiligen, d. h. die Überführung einer Reliquie an einen andern Ort — oft die ganze Schilderung dieser Kirchen besteht (Evag. I, 94 ff.; III, 287—290, 429—430). Zehn Gründe macht er namhaft, aus denen heraus der Ort bei der Höhle des Apostels Jacobus für eine Klostergründung sehr geeignet wäre (Evag. I, 412); und vierzig verschiedene Vorzüge weiß er, die die Ritterschaft des Heiligen Grabes gegenüber der weltlichen Ritterschaft hat (Evag. II, 5 ff.). Ausführlich berichtet er über die Tradition, die sich an die biblische Schöpfungsgeschichte anschloß (Evag. II, 343), auch schildert er ausführlich, was an heiligen Stätten beim Sinaikloster zu sehen ist und wie der Leichnam der heiligen Katharina aufgefunden wurde (Evag. II, 490—498). Hier und da läßt er heilige Personen, meist die Jungfrau Maria, mit eigenen Worten sprechen und ihre Seelenqualen schildern (z. B. Evag. I, 316, 429, 443). Er zeigt, warum es wahrscheinlicher ist, daß Jesus warmes und parfümiertes Wasser statt kaltem bei der Fußwaschung benützt hat (Evag. I, 257), und untersucht, unter Heranziehung anderer Quellen, wer der heiligen Maria das Schreiben gelehrt hat (Evag. I, 364). In ebenso scholastischer Weise geht er vor, indem er den Zusammenhang zwischen der Geburtstätte Jesu und dem Alten Testamente wahrt, denn sie ist dieselbe wie die Davids und seiner Vorfahren (Evag. I, 466). Er erörtert die Frage, ob und warum ein Christ eine Moschee betreten darf (Evag. II, 225 ff.); in Alexandria kommen sie an einem Bordell vorbei, dessen Insassinnen, leider alle Christinnen, sie um Unterstützung, Hilfe und Errettung anflehen; Fabri verbreitet sich über die einschlägigen kanonischen Vorschriften bei dieser Gelegenheit (Evag. III, 168—170). Aus-



führlich verweilt er beim ersten Kreuzzug und seinem Glanze, bei der Begeisterung und den Leiden der Kreuzfahrer und verfolgt die Schicksale des Heiligen Landes auch nach den Kreuzzügen weiter; besonders interessiert ihn, wie die Christen dort wieder aufkommen (Evag. II, 249ff., 312ff.). Er erklärt, wie es kam, daß die vielen Mamelucken Kairos vom Christentum abfielen, und warum die christliche Religion in Rom nicht sofort nach ihrer Entstehung eingeführt wurde (Evag. III, 34, 46). Ägypten ist für ihn das Land, daß vor allem auch reich ist an Gelehrten, Märtyrern, Bekennern, Mönchen und heiligen Jungfrauen (Evag. III, 190—195).

Wichtiger und bemerkenswerter als die ganze mittelalterliche Legendenüberlieferung ist, welche Stellung Fabri zu ihr einnimmt. Sein gesunder Verstand läßt ihn öfters diese Heiligenlegenden und Mirakelberichte unter die kritische Lupe nehmen. Besonders interessant ist, daß er das Wunder gern untersuchen möchte, wie das Kreuz des einen Schächers auf Zypern frei und aufrecht ohne irgendeine Befestigung dasteht, daß er es aber unterläßt, aus Furcht, Gott damit zu versuchen und seinen weltlichen Reisegenossen ein schlechtes Beispiel damit zu geben (Evag. I, 175). Jesus soll einst einen Landmann gefragt haben, was er säe; dieser antwortete, er säe Steine, und darauf wurden die Körner zu Steinen, die heute noch auf einem gewissen Acker zu sehen sind; Fabri bezeichnet diese Sage als kindlich (Evag. I, 432). Manche volkstümliche Wunder erklärt er auf natürliche Weise; so soll man beispielsweise das Fegefeuer prasseln hören, wenn man den Kopf durch ein Loch in der Wand einer Kapelle steckt; Fabri führt es auf das Geräusch der Reden und das Herumgehen oben im Tempel zurück (Evag. I, 294/295). Er kritisiert die Volksmeinung, Petrus sei bei Joppe von Jesus zum Menschenfischer berufen worden (Evag. I, 201), und wendet sich gegen die übliche bildliche Darstellung von Jesu Vater Joseph, die diesen zu Unrecht schmäht (Evag. I, 410). Daß, wenn Pilger Fläschchen mit Jordanwasser auf dem Schiffe haben, dies die Schiffahrt hindere, hält er für Aberglauben, und den Volksglauben andererseits an Heil- und Wunderkraft des Jordanwassers hält er für Irrtum und widerlegt ihn teilweise durch eigene Erlebnisse (Evag. II, 41—44). Augenscheinlich glaubt er auch nicht an die Wirkung der Quelle Siloe, Augenleiden künftig zu verhüten; er wäscht sich aber trotzdem mit diesem Wasser zur Erinnerung an Jesu Wunder bei dieser Quelle (Evag. I, 418). Dem Re-



liquienhandel der Sarazenen und überhaupt den neueren Reliquien aus überseeischen Ländern steht Fabri sehr skeptisch gegenüber (Evag. I, 451/452), und vor anderen Reliquien und ihren Wundern erlaubt er sich wenigstens ein „man sagt“ (Evag. I, 76, 99, 104). Die Nachricht, daß auf dem Berge St. Michaels im Heiligen Lande Waffen und Schild dieses Heiligen gezeigt werden, erklärt er für kindisches Vorgeben und für Lügen der dortigen habgierigen griechischen Mönche (Evag. II, 91—97). Im Heiligen Lande wird ihm klar, daß unter der Muttermilch der Jungfrau Maria, die man in abendländischen Kirchen zeigt, das in einer Höhle vom Felsen ausgeschwitzte Wasser zu verstehen ist; doch möchte er damit dem Ruhm der heiligen Maria keinen Eintrag getan haben, auch halte er es für möglich, was die Sage darüber weiß, daß nämlich jene Feuchtigkeit aus dem Felsen ausgepreßt wird, seitdem auf ihn ein Tropfen der Milch der Jungfrau beim Stillen ihres Knaben gefallen war (Evag. I, 449/450). Wie es sich in Wahrheit mit den in den Jordan getauchten Glocken und Kleidern verhält und ob die Volksmeinung über deren gute Wirkung gegen alles Böse wahr oder abergläubisch sei, möge ein kluger Mann entscheiden (Evag. II, 37); mit derselben Redewendung zweifelt er an der Echtheit einer Reliquie auf Rhodus (Evag. III, 288) und an der Heilkraft der Ruten auf dem Berg Sinai, die von derselben Art sein sollen wie der Busch, in dem Gott Mose erschienen sei; weiter unten sagt er in ähnlichem Fall: „das sind Erzählungen der Weltlichen, um die ich mich wenig kümmere“ (Evag. II, 474). Wie die Wunder und Verwandlungen möglich waren, die Moses vor Pharao zeigte, darüber zu disputieren liege nicht in seiner Absicht (Evag. III, 268), und verschiedenes ist ihm nicht klar, als er sich die Sintflut vorstellt, doch schließt er einfach kurz ab mit einem: „Löse diese Zweifel, wer will“ (Evag. III, 322). Ein doppeltes erscheint bei dieser Kritik gegen Wunder und dergleichen bemerkenswert: wie bei den Etymologien, so ist auch hier eine gewisse Erhebung des gelehrten Dominikaners über das Volk und dessen Ansichten zu konstatieren, zweitens aber: bei der Mehrzahl der von ihm als Irrtum erkannten Wunderberichte ist es seine eigene Anschauung und sein gesunder Verstand, der das Urteil fällt, der Überlieferung jedoch unterliegt er. Doch auch hier kommen Ausnahmen vor; so glaubt er z. B. ruhig an die Menschen und Tiere fruchtbar machende Wirkung einer Quelle, die dies dem Propheten Elisa verdankt (Evag. II, 68), an die Körperabdrücke des kreuztragenden Christus im Stein (Evag. I,

320, 382), an die Geschichte, daß Adam von der Erde des ager Damascenus bei Hebron gemacht wurde; diese Erde bewahrt vor Übel und Unglück; ob dies wahr sei, möge untersuchen, wer wolle, er habe nichts beobachtet, aber er habe auch nichts Schlimmes erlebt (Evag. II, 345).

Von einem solchen vorsichtigen Zweifel und dem Verzicht auf eigene Entscheidung ist es nur noch ein kleiner Schritt hinüber zu offenkundiger Kritiklosigkeit. Der fromme Wunsch ist in solchen Fällen wohl der Vater des Gedankens, des Glaubens an diese Wunder und Legenden; denn sie sind es ja gerade, die viele Stätten allein wichtig machen. Hängt dies ja doch mit dem ganzen erbaulichen Zwecke seiner Reise zusammen und berichtet er ja zudem noch besonders, wie gerne er diese und jene merkwürdige Reliquie gesehen hätte und in welche Aufregung er gerät, als er die Körperabdrücke Christi im Stein bei seiner zweiten Reise nicht mehr vorfindet (Evag. I, 320, 382). In der Höhle, wo Christi Kreuz 300 Jahre nach seinem Tode gefunden worden sein soll, riecht Fabri einen süßen Duft, durch den er sehr erbaut wird und den er für einen Überrest des ursprünglichen Duftes des Kreuzes hält; ähnlichen Duft bemerkt er auf dem Ölberge, am Ort von Jesu Beschneidung und an Jesu Geburtstätte (Evag. I, 296, 378, 440, 442, 446). Es würde zu weit führen, aufzuzählen, was er alles aufnimmt ohne jede kritische Bemerkung aus den großen Legendensammlungen. Vor allem ist die Gestalt der heiligen Katharina von Alexandria umsponnen von Wundergeschichten über ihre Visionen, ihr Martyrium, über die wunderbare Auffindung ihres Leichnams, der eine Zeitlang die Eigenschaft hatte, Öl zu spenden, bis dieses Wunder von andern abgelöst wurde (Evag. II, 491—495; III, 159). An den Sinai knüpfen sich eine Masse Sagen (Evag. II, 454—456), die Leichname der Jungfrau Maria und St. Stefans verrichten Wunder (Evag. I, 258, 260) und sicher glaubt Fabri auch an Reliquien (z. B. Evag. II, 245), an die Wunder von Jesu Kopftuch und vom Schweißtuch der Veronika (Evag. I, 339—341, 357), und an die Translationen von allerlei Heiligen (Evag. III, 377). Ohne Bedenken nimmt er die Wundergeschichte über den häßlichen Sohn eines Tartarenfürsten, der durch christliches Taufwasser in den schönsten Knaben verwandelt wurde, auf (Evag. II, 315), ebenso die Erzählung, wie Kaiser Heraclius wegen seines Pompes von seinem Einzug in Jerusalem dadurch zurückgehalten wird, daß die Stadtmauer sich schloß (Evag. I, 368), oder wie auf Gebete hin in

Ägypten Berge versetzt werden (Evag. III, 62—64, 68, 363) und wilde Tiere in den Dienst heiliger Einsiedler gezwungen werden (Evag. III, 315). Die Spuren der Schlangen, durch die Gott die Marmorplatten zu Bethlehem vor der Habgier der Ungläubigen schützte, sind heute noch sichtbar (Evag. I, 475). Von den Märtyrern Ägyptens werden an Hand von Vinzenz von Beauvais und Eusebius eine Reihe Wunder berichtet, so das bekannte vom heiligen Felix, der nach seiner Enthauptung seinen Kopf vor sich her in das Grab trägt, das er sich bei Lebzeiten erwählt hatte (Evag. III, 190—192). Ausdrücklich geht nach Fabri das Intermittieren des Baches Siloe auf ein Wunder des Propheten Jesaias zurück (Evag. I, 419). Die Erzählung von einem durch Gott wegen der Araber verborgenen Kloster, von dem man nur das Klostergeläute hört, möge nicht als phantastisch oder kindlich erscheinen, da er in den „Leben der Väter" ähnliches gelesen habe (Evag. II, 470/471). Weiterer Beweise für Fabris Urteilslosigkeit gegen Überliefertes und Autoritätsglauben bedarf es nach solchen Versicherungen nicht mehr. Bezeichnend ist hierfür noch der Satz in der „Sionpilgerin": „Eusebius hat das Leben seines Meisters Augustin mit solch großen Wunderzeichen beschrieben, daß es eine Stärkung des ganzen Glaubens ist" (Sp. fol. 112b). Im übrigen enthält natürlich die „Sionpilgerin" dieselben Wunderberichte, ja noch einige mehr, z. B. über die wunderbare Auffindung des Zettels am Kreuze über Jesu Haupt oder über die Stigmatisierung des heiligen Franziskus (Sp. fol. 325b, 333a) u. a. m. Auch zu Lebzeiten Fabris geschehen da und dort Wunder (z. B. Evag. II, 493; III, 426; Sp. fol. 343b). Im Tractatus finden sich Erzählungen über die Rettung des Klosters Wiblingen vom Hochwasser durch einen Engel, über eine wundertätige hölzerne Tafel und andere Wunder frommer Klausnerinnen (Tract. 175, 191, 192).

Manche der Stätten zu Palästina und Syrien, die für die römischen Christen heilig sind, werden auch von christlichen Sekten und von den Mohammedanern verehrt, und dies gibt Fabri Gelegenheit, über sie seinen Brüdern einiges zu erzählen. So berichtet er denn über die Gebräuche und „Irrtümer" der verschiedenerlei christlichen Sekten und Schismatiker, die in der Heiligen Grabeskirche ihre eigenen Altäre und Kapellen haben (Evag. I, 347—352); er gibt Auszüge aus anderen Werken über sechzehn in Jerusalem vertretene Religionsgemeinschaften, Christen, Juden und Mohammedaner, und zeichnet neben Bemerkungen über ihre Irrtümer in der Glaubenslehre auch

solche über Tracht, Sprache, Sitte und Volkscharakter dieser Sekten auf (Evag. II, 323–328). So trifft sich hier das theologische und religiöse Interesse mit der Beobachtung von Land und Leuten, einem uns ja schon wohlbekannten Zuge Fabris. Er beobachtet Tracht und Lebensweise der griechischen Mönche im Sinaikloster (Evag. II, 503) ebenso wie den Gottesdienst der Moslim (Evag. I, 222/223) und zeichnet Worte aus dem mohammedanischen Glaubensbekenntnis nach seinem Gehör auf (Evag. I, 322); Sarazenen und Mauren hält er für häuslich und fromm im Blick auf die Araber (Evag. I, 227) und erzählt uns vom mohammedanischen Schicksalsglauben (Evag. II, 445). Er schildert uns das öffentliche religiöse Leben zu Kairo, der Stadt mit den vielen Lichtern und schreienden Priestern auf den Türmen, der Unmenge von Moscheen, dem Geschrei der Sarazenen beim Aufgehen des Sichelmondes (Evag. III, 34, 70—74, 78—83). Daneben stehen mehr theologische Abschnitte über die Irrtümer der mohammedanischen Glaubenslehre, über die verschiedenen Arten ihrer Priester, Gelehrte und Lehrer, Reisepriester und Asketen, Ortsgeistliche und Pfarrer, über die Beschäftigung und das Leben der eigentlichen Ortsgeistlichen, über mohammedanische Askese und den Gottesdienst und die dabei üblichen Gebete; er bezeichnet Kairo als eine Art mohammedanische theologische Fakultät, bei der er zwei verschiedene Richtungen unterscheidet, eine mehr spekulative oder phantastische und eine solche, die sich an den Wortlaut des Korans hält; auch geht er näher auf den Inhalt des Korans ein und beschreibt die dogmatischen Anschauungen der vier mohammedanischen Hauptsekten (Evag. II, 323/324; III, 83—92, 103—106). Auch einige historische Notizen über die Entstehung des ägyptischen Apiskultes und die Einrichtung und Vorrechte des ägyptischen Priesterstandes fehlen nicht (Evag. II, 485; III, 156/157). Daß er bei diesen theologischen und volkskundlichen Notizen auch manches Falsche aufgenommen hat, liegt auf der Hand.

Auch darf es uns nicht wundernehmen, wenn er gegen alle Konfessionen, die nicht römisch-katholischen Glauben haben, eine ähnlich schroffe Stellung wie gegen die antiken Götter einnimmt, die zwar seiner Rechtgläubigkeit Ehre macht, die ihm aber doch manchmal den Blick trübte. Die Grabeskirche „stinkt“ von den vielerlei christlichen Sektierern, die darin sich aufhalten u. a. m. (Evag. I, 348; II, 323—328); die Arianer sind treulose Ketzer ebenso wie die griechischen Christen Ketzer sind (Evag. II, 238; I, 177). Die griechischen Mönche sind von



vornherein jeder wahren Tugend und Heiligkeit verlustig, weil sie nicht in der römischen Kirche sind; er ist auch dagegen, daß diese durch die Almosen der römischen Katholiken unterhalten werden, ja er verbietet dies geradezu seiner Ulmer Gemeinde (Evag. II, 505/506). Die Juden nennt er tückisch und lügnerisch und unglückselige Geldverleiher für die christlichen Adligen (Evag, III, 9, 10; Tract. 142). Besonders aber schüttet er seinen ganzen Vorrat an Schimpfwörtern über Mohammed aus: er ist der Fürst der Teufel, der verkörperte Teufel, der Sohn Belials, Bote des Satans, Betrüger der Welt, Antichrist usw., abscheulich, verflucht u. a. m. (Evag. I, 192, 365; II, 117, 230, 242; III, 196; Tract. 22, 39) und alle die bösen Fabeln über ihn werden von Fabri aufgenommen und geglaubt (Evag. II, 539—542). Der Koran ist voll von Lügen und unmenschlicher Torheit, phantastisch, das durchaus verworfene Gesetz Mohammeds ein Meer von Irrtümern (Evag. I, 192, 366; II, 117, 130, 430); der Kultus Mahomets höchst unflätig und seine Lehre pestbringend (Evag. I, 253; II, 403). Die Moslim sind ewig verdammt; die Sarazenen und Araber nennt er Hunde, lügnerisch, verfluchte Tiere und wilde Söhne des Teufels (Evag. I, 190—192, 200, 223, 282; II, 18, 53). An diesem Hasse trägt die bösartige, erpresserische Haltung der Sarazenen und das feindliche Benehmen der griechischen Mönche gegen die Christen im Heiligen Lande jedenfalls mit schuld (z. B. Evag. I, 190—191; II, 505, 507). Obschon Fabri nicht seinen eigenen Aberglauben sieht, so bemerkt er um so deutlicher die Irrtümer und den Aberglauben und Betrug der Mohammedaner und christlichen Ketzer. So erzählt er denn die Gebräuche der Pilger in Mekka und die Fabeln, die über Mekka im Schwang sind (Evag. II, 539—542), und die Wundertaten, die die mohammedanischen Priester mit Hilfe des Teufels verrichten zur Verdammnis der Ungläubigen und zur Versuchung und Verwirrung der Gläubigen (Evag. III, 85). Auch sonst erlaubt er sich da und dort Ausfälle gegen die Mohammedaner und ihre Lehre (z. B. Evag. III, 85—92), u. a. vermutet er, daß sie im geheimen viel Schändliches treiben, weil sie keinen Christen in ihre Moscheen hereinlassen. Auch die Erzählung, daß sich die islamitischen Mumien an gewissen Tagen von selbst aus ihren Gräbern aufrichten, hält er, in Anlehnung an Augustin, für Lüge und Teufelswerk (Evag. III, 47/48). Natürlich hält er ebenso die Verehrung der Isis, die frühere Religion Ägyptens, für Unsinn und Teufelsbetrug und den Apis-Stier für den Teufel (Evag. II, 485; III, 45). Er zieht ingrimmig her über die moham-

medanische Art des Fastens; denn die Moslim fasten den Tag über und speisen dafür desto glänzender und leben desto wollüstiger und geberden sich desto toller und ausgelassener in der Nacht (Evag. II, 517/518, 521, 523). — So schaut aus Fabris Schilderung der morgenländischen religiösen Verhältnisse gleicherweise das Interesse für die Völker und die kultischen Gebräuche wie für ihre theologischen Anschauungen heraus, aber auch der Haß und der Glaubenseifer und das Bestreben, die christlichen Ansichten zu verteidigen und die gegenteiligen zu widerlegen und so dem Abfalle von der römischen Kirche vorzubeugen (vgl. Evag. II, 540).

Wie er bei der Schilderung der sozialen Zustände Heimat und Fremde verglichen hat, so zieht er Parallelen zwischen den religiösen Verhältnissen bei Mohammedanern und Christen, draußen und daheim. Gerade diese Teile, die die religiösen Zustände in der damaligen Christenheit zum Gegenstande haben, gehören mit zu dem Wertvollsten in seinen Werken; nicht nur, weil hier Fabris freimütige Stellung zur Beurteilung seines Charakters in bedeutendem Maße beihilft, sondern auch, weil diese Teile, auf eigenem Erlebnis und eigener Anschauung beruhend, für die innere Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts von Wert sind. Wir empfangen ein gutes Bild über die tiefen Gegensätze im religiösen Leben 40 Jahre vor Luthers Auftreten: in Laienkreisen eine aufgeregte Frömmigkeit, Werkheiligkeit, Reliquienverehrung und massenhafte Pilgerfahrten neben der vollständigen Veräußerlichung und sogar Verachtung des christlichen Glaubens; auf der einen Seite in einzelnen Klerikerkreisen tiefe und ernste, ja asketische Religiosität, auf der andern die klassisch gebildeten, aber auch welt- und sinnenfreudigen, frivolen und unreligiösen Anhänger des Humanismus und die Verkommenheit des Klerus, verachtet vom Bürgertum. Nicht im Zusammenhange gibt uns Fabri über all dies Aufklärung, sondern da und dort, wie es eben Reiseerlebnisse oder Vergleiche und Abschweifungen mit sich bringen. Ausführlich beschreibt er, auf welch verschiedene Art die Pilger angesichts der Heiligen Grabeskirche ihre Frömmigkeit und Ergriffenheit bezeugten; aber trotz der eigenen frommen Versenkung in Gebet und Andacht entgehen seinem Blicke nicht einige gefühllose, ja spottende Pilger; nicht einmal ein Sarazene oder Jude lacht Christen aus, wie es diese christlichen Pilger tun (Evag. I, 238). Aber auch Beispiele von Selbstpeinigung der Pilger sind zu beobachten, Fabri billigt dies und sieht es als einen höheren Grad der Fröm-



migkeit an; aus demselben Grunde hält er die leicht und reichlich vergossenen Tränen der Pilger an den heiligen Stätten für unnütz (Evag. II, 72—75). Sein tiefes Mißfallen äußert er darüber, daß einige Pilger im Heiligen Grabesraume schwatzen und essen und trinken, andere feilschen und handeln und kaufen, wieder andere ihre Namen einkratzen oder Steinstückchen als Reliquien abhauen (Evag. II, 91—97). Im Gegensatze zu den Moscheen sind die christlichen Kirchen und Gottesdienste jedermann geöffnet; allerdings sind die heiligen Sakramente zu sehr allen zugänglich, so daß fast alle Achtung der Weltlichen zu ihnen verloren geht (Evag. III, 91); im Unterschiede zu den Moscheen strotzen und stinken andererseits manche christlichen Kirchen, besonders die Heilige Grabeskirche, vor Unreinlichkeit und Unordnung und Zerfall, sogar samt den kirchlichen Gewändern und Büchern (Evag. II, 230). Breit und ausführlich, allerdings wohl mehr auf Grund anderer Autoren, schreibt er über den Gottesdienst auf dem Schiffe; er wunderte sich zuerst, warum auf der Seefahrt keine heilige Messe abgehalten wird, findet dann aber eine Menge Gründe für diesen Willen der klugen und heiligen Mutter Kirche; auch sonst berichtet er einzelnes über die religiösen Gebräuche auf dem Schiffe, z. B. bei Todesfällen (Evag. I, 127—134). Durch Gebet und Absingung einer Sequenz bitten sie die heilige Jungfrau um gutes Wetter (Evag. III, 327). Ärgerlich ist er, daß durch äußere Einflüsse — er gibt dem Teufel Schuld — oft der Besuch des Landes verhindert wird, um eine Messe zu hören und um das Weihnachtsfest durch feierlichen Gebrauch der Sakramente in irgendeiner Stadt begehen zu können (Evag. I, 132; III, 334, 349). Sie feiern das Weihnachtsfest dann auf dem Schiffe, werden aber von dem gottlosen Befehlshaber der Ruderknechte durch großes Lärmen und Fluchen gestört (Evag. III, 354). Andererseits sind die Schiffsleute so abergläubisch, zu meinen, an gewissen Tagen von Heiligen werde ihnen die Witterung hold sein, und Leichname und Jordanwasser auf dem Schiffe hindere die Fahrt (Evag. III, 298, 326). Ebenso hält er es für Aberglauben, wenn man ein hinkendes Pferd durch die Fußbinde einer nichthinkenden Kuh heilen will (Evag. II, 44), und sein gesunder Menschenverstand spricht eine geisteskranke Frau, die von Dämonen besessen sein sollte, in die Fürsorge eines Arztes und nicht in die der Theologen (Evag. I, 68). In der Klosterkirche zu St. Johannes und Paulus in Venedig strömt viel Volk zusammen, um den weltlich klingenden Gesang dort zu hören; im übrigen aber sind die dortigen Mönche nicht reformiert



und leben in einem gewissen weltlichen Prunke und in lauer Beobachtung der Ordensregel; in derselben Kirche stehen viele kostbare Grabmale und heidnische Standbilder, welch letztere die einfachen Leute für Heiligenbilder halten und verehren (Evag. III, 423 ff.). Und er ergießt sich in Klagen über seine eigene unglückliche Zeit, über den sittlichen und religiösen Zerfall aller Stände und Berufe, und auf die Sünde der Zeitgenossen wie der Vorfahren führt er es zurück, daß Jerusalem seit 300 Jahren in den Händen der Ungläubigen ist (Evag. II, 17/18; ähnl. Tract. 162). Mit Schmerz erzählt er von dem moralischen Tiefstande der Christen des Heiligen Landes im 12. Jahrhundert, mit Begeisterung von der „goldenen Zeit“ des ersten Kreuzzuges 1099 (Evag. I, 472—477; Tract. 174). Die Beobachtung des Gottesdienstes der Mohammedaner führt ihn zum Vergleiche zwischen diesen, die bei aller Frömmigkeit doch verdammt seien, und den Christen, die bei all der Herrlichkeit ihrer Religion so irreligiös und sündhaft seien (Evag. I, 223). Mit Trauer bemerkt er, wie die Priester sich mit Worten und Taten darum streiten, sehr zum Ärgernis der Laien, wer von ihnen zuerst die Messe im Heiligen Grabesraume lesen darf (Evag. I, 312). Er verurteilt heftig die ketzerische Handlungsweise eines Mönches, der gleichzeitig die nebeneinander liegenden Kapellen der römischen und der griechisch-katholischen Kirche je nach ihrem Ritus bediente (Evag. I, 177). Selbst mit angesehen hat er den Prunk, die Verweichlichung und den Hochmut eines Bischofs auf Zypern und das Kartenspiel zweier französischer Bischöfe (Evag. III, 242; I, 38). Er stellt die einfache Lebensweise und Wohnung der orientalischen Mönche der der abendländischen Mönche gegenüber (Evag. II, 149—151). Im Alpengebiet trifft er einige herumziehende, simonistische, wohl aus ihren Klöstern ausgestoßene Mönche (Evag. I, 74). Die alten Ägypter achteten ihre Priester so sehr, daß sie für sie das Leben einsetzten. Er glaubt aber, daß kein Volk in der Welt seine Priester so schlecht behandelt, wie die Christen es tun, und sie würden es noch viel mehr tun, wenn sie es könnten oder wagten; die Vorrechte und die Macht des geistlichen Standes sind zwar groß, aber er wundert sich, daß die Laienchristen nicht ihren Priestern das Leben nehmen wegen ihres schändlichen Lebens und ihrer ganz verderbten Sitten (Evag. III, 157). Gegen diese zieht er ohne Scheu zu Felde, selbst in seiner eigenen Heimatstadt Ulm, dessen berühmtes Münster durch müßige Geistliche entehrt wird, indem sie dort Zusammenkünfte und Gespräche abhalten, wie es



ihnen in den Mund kommt, zum großen Ärgernis des Volkes (Tract. 41). Gerade er ist es, der uns den Verfall der Klöster in und bei Ulm anschaulich schildert und so die beste Illustration zu seinen obigen Klagen gibt. In einem dieser Klöster, das im Geistlichen wie im Weltlichen stark abgenommen hatte, war, wie man sagt, schließlich nur noch ein Mönch samt einem Knechte und einer Küchenmagd übriggeblieben; täglich zog dieser Mönch mit dem Knechte in die nahe Stadt zum Dienste des Bacchus, um abends erst „mit fröhlichem Sinne und schwindelndem Kopfe" den Heimweg zum Kloster anzutreten, „und wenn sie durch die Fluren hinabkamen, erduldeten sie oft große Schwierigkeiten in den Gräben der Wiesen, so daß sie manchmal im Kote stecken geblieben wären und nicht hätten herauskommen können, wenn sie nicht eine Stärkung aus den Flaschen genommen hätten", die sie in der Stadt hatten füllen lassen (Tract. 163). Andere Klöster, so besonders das von Reichenau, verschleuderten auf ähnliche Weise durch großen Aufwand ihre Güter in der Stadt (Tract. 24, 163 u. a.). Wegen der Ehre des Predigerordens verzichtet Fabri auf Einzelheiten über den Zerfall anderer Klöster (Tract. 168). Noch ausführlicher aber und natürlich auch mit größerer Liebe schildert er die Reform dieser Klöster, die von dem Benediktiner Ludwig Bembus in Venedig 1412 ausging und allmählich auch auf Dominikanerklöster übergriff. Manche der Frauenklöster bei Ulm widersetzten sich ihrer gewaltsamen Reformierung durch die Ulmer Bürger in förmlichen Belagerungs- und Kampfszenen, die Fabri nicht ohne Geschick zu beschreiben weiß (Tract. 173, 177, 185, 204 ff.). In heller Freude berichtet er mehrere anekdotische und zum Teil auch legendenhafte Einzelheiten über die Durchführung dieser Reform und den neuen Aufschwung der Klöster bald nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, eine Reform, die sich allerdings nur auf einen kleinen Teil der deutschen Klöster erstreckte. Aber Fabri betont stets bei den Klöstern in Venedig und anderswo, ob sie reformiert sind oder nicht (Evag. III, 323 ff.), lobt das fromme Leben der Mönche auf dem Berge Zion (Evag. II, 115/116); die Mönche zu Brixen sind reife und fromme Männer und dulden nur reformierte Mönche unter sich (Evag. I, 70, 71). Mit Freude schweift er ab vom englischen Gruße auf die Wiedereinführung der Rosenkranzandacht durch Jakob Sprenger, mit dem er zugleich Novize in Basel gewesen war und heute noch freundschaftlich verbunden ist (Evag. II, 22–24). Den Mönchen von St. Justin in Padua spendet er Lob wegen ihrer vorbildlichen Frömmigkeit und ihrer



vielseitigen gelehrten und tiefgründig theologischen Bildung (Evag. III, 393—395). Von Venedig erwähnt er u. a. die Frömmigkeit seiner Bürger, die mönchsartigen Brüderschaften angehören; darunter sind einige, die sich geißeln und das Gesicht mit Ausnahme der Augen verhüllt tragen (Evag. III, 428/429). Zweimal hat er in Venedig den Kapiteln seines Ordens beigewohnt, und da schildert er uns denn den ganzen Glanz der mittelalterlichen Kirche, die Menge Menschen beim Kapitel, den Schmuck der Kirchen und Klöster und Häuser, die musikalischen Darbietungen, das Festessen, endlich das Gepränge, das entsteht, wenn der Doge mit dem Patriarchen, den Patriziern und infulierten Äbten noch den Glanz des Kapitels erhöht (Evag. III, 434/435). Mit Vorliebe wendet sich sein religiöses Interesse auch der Aufzählung von Reliquien zu, wie wir schon gesehen haben, aber auch der anekdotenhaft ausgeschmückten ausführlichen Erzählung von allerlei Klostergründungen (Gold. 140, 163, 177/178; Tract. 168, 175, 194), an die sich dann die weitere Geschichte der Klöster, ihr erstes Emporblühen, ihr Niedergang und ihre Reform anschließen. Er schildert uns, wie die verschiedenen Ordensgemeinschaften in das 1140 neuerbaute Ulm einziehen und Klöster bauen (Tract. 33/34) und wie auch heute noch Ulm von allerlei Andachtstützen, d. h. Klöstern, umgeben sei und welche Heiligen die Patrone der Kirchen und Kapellen in der Nähe Ulms sind und Ulm beschützen; besonders ist es auch die heilige Jungfrau, die durch Wunder immer wieder zeigt, daß sie den Ulmern gnädig sei (Tract. 207). Immer wieder weist er auf die Frömmigkeit der Ulmer Bürger hin, auf ihre Liebe zum Münster, auf ihre frommen Stiftungen für die Kirchen und auf die große Zahl derer, die aus ihren Reihen in Klöster eingetreten sind (Tract. 22, 23, 33/34, 38—41, 79, 81, 83, 84, 87, 91, 97, 144 usw.).

Wenn dieser stark religiöse Einschlag in der Schilderung auch rein äußerlich noch zum Ausdruck kommt, so ist dies eine natürliche Folge seines eifrigen Studiums der heiligen Schriften, der Kirchenväter und anderer Autoren des Mittelalters, kurz seiner ganzen Geistesrichtung. Es drängte ihn in der Schilderung seiner Reise, ebenso wie auf der Reise selbst, möglichst bald nach Jerusalem zu kommen, so sehr, daß er die Beschreibung der Städte und Inseln, an denen das Schiff vorbeifährt, bis auf die Rückreise verschiebt (z. B. Evag. I, 166). Die Art und Weise seiner Schilderung zeigt mannigfachen religiösen Einschlag, sei es, daß er, für den Zusammenhang oft völlig unnötig, auf allerlei



Beispiele aus der biblischen Geschichte abschweift (z. B. Tract. 62—67), sei es, daß er in allerlei biblischen und religiösen Vergleichen, Allegorien und Ausdrücken redet oder Bibelsprüche einflicht. Im jetzigen Bestand wird die Stadt Ulm von den besten Gesetzen regiert, gleichsam in der Art der göttlichen und himmlischen Regierung der Welt, die der eine Herr und dreieinige allmächtige Gott führt: so ist auch in dem ulmischen Stadtregiment einer der in der Tat regierende Bürgermeister, und dreifaltig ist er, weil stets drei von den Geschlechtern einander im Bürgermeisteramt folgen, denn zu seiten des regierenden stehen die zwei Altbürgermeister. Und gleichwie der Herr Christus 12 Apostel und 72 Jünger gehabt hat, so hat auch der Bürgermeister von Ulm 12 Schöffen und 72 Beisitzer und Ratmannen (Tract. 128/129). Von links und rechts fließen Blau und Iller in die Donau und bilden mit dieser eine Art Kreuz, und Ulm steht gleichsam über dem Kreuze selbst angeheftet, und wie wir durch das Kreuz alles Gute empfangen und das Himmlische mit dem Irdischen verbunden wird, so werden durch Ulm mittelst des Flusses die Güter des Vaterlandes herbeigebracht und die Oberen mit dem Unteren verbunden; denn erst durch den Zufluß von Iller und Blau ist die Donau von Ulm ab schiffbar (Tract. 16). Die Vergleiche mit der Lanze in Christi Seite, mit dem Volke Israel, mit dem Weinstocke, mit den klugen Jungfrauen, mit den anvertrauten Pfunden seien hier nur erwähnt (Tract. 144, 141, 106/107, 180, 174), und auf die vielen biblischen Parallelen und Reminiszenzen im Evagatorium kann hier nur im allgemeinen hingewiesen werden.

Wenn wir all dies überblicken, so begreifen wir noch mehr, wenn er in seinem Vorwort sich der Geringschätzung und dem Spotte der humanistisch gebildeten, aber die heiligen Schriften verachtenden Geistlichen ruhig aussetzt und wenn er lieber wollte, daß seine Zunge im Schlunde stecken bliebe, als daß er sich nicht mehr Jerusalems erinnerte (Evag. I, 6). Verfehlt aber wäre es, bei dieser kritischen Stellung Fabris nun zu glauben, er dehne sie auch auf das Papsttum aus. Kein Wort findet sich darüber. Und wo er in den Kämpfen zwischen Staufern und Papsttum eine Kritik wagt, da ist sie höchst vorsichtig und richtet sich mehr gegen die Italiener, die den Papst über die Staufer schlecht informiert haben. Im Gegenteil, der Papst und die heiligen Väter sind ihm Autorität und Eideshelfer. Er lebt ja ganz im Geiste jener Benediktinerreform, die den alten Klostergeist und die alte Klo-

sterfrömmigkeit neu aufleben ließ, eine Umgebung, in der er schon von Jugend auf aufgewachsen ist. Seine Anschauung über das Verhältnis von Kirche und Staat ist daher ganz die des späteren Mittelalters. So steht für ihn der Papst über dem Kaiser wie die Sonne über dem Mond, und wie das Gold über dem Blei steht, so steht das Priestertum über dem Diademe des Königs (Tract. 72/73). Demgemäß beobachtet er und seine Brüder zu Ulm streng das päpstliche Interdikt während des Konstanzer Bischofstreites (Evag. I, 270). Die goldene Krone der weltlichen Herrschaften um Ulm herum erhält ihre Schönheit und Kostbarkeit erst durch die Edelsteine geistlicher Herrschaft, die Klöster, die diese Krone schmücken und mit dem Zeichen der Heiligkeit verzieren (Tract. 150). Goldene Zeiten waren damals, als Fürsten und Edle für die Ordensbrüder sorgten und sie mit ihren Gütern mit Eifer bereicherten, ebenso sehr wie sie jetzt in unseren unglücklichen Zeiten auf die Beraubung der Klöster bedacht sind (Tract. 162, ähnl. Evag. III, 427). Trotzdem er wohl den sittlichen Zerfall seiner Standesgenossen sieht, hat der theoretische Anspruch, daß die Priester den höchsten Stand unter den Menschen bilden, nichts von seiner Kraft bei ihm eingebüßt, denn sie sind als Vermittler zwischen Gott und dem Volke eingesetzt. Darum sind sie auch frei von jeder Gewalt der Weltlichen und von jeder Abgabe, als Knechte Christi, dem zu dienen herrschen heißt (Tract. 54). Im folgenden handelt er noch näher von der Freiheit der Geistlichen von Abgaben und Eiden und Kriegsdienst und über die Pflichten der Geistlichen gegen die Stadt im Kriegsfalle (Tract. 55/56, 58). Diese Auffassung von der Größe und Würde des geistlichen Standes konnte — trotzdem die weltlichen Sitten vieler Geistlichen damit wenig übereinstimmten — um so eher wohl bei ihm Eingang finden, als er ja in seinem Leben doch schon den wirklich heiligen und ernsten Wandel soundso vieler Mönche und Nonnen kennen gelernt hatte und andererseits die Abnahme der verschiedenen Tugenden bei allen bürgerlichen Schichten beklagt (Evag. II, 17/18). Es war also ganz der Gedankengang der größten mittelalterlichen Päpste, in ihrer Eigenschaft als Diener Gottes und der Menschen zugleich die Höchsten und die Führer der Menschheit sein zu wollen, den die Benediktinerreform aufrechterhielt.

Diese hohe Auffassung des Mönchs- und Predigerberufes hat Fabri in seinen Schriften wie in seiner Tätigkeit als Geistlicher durchgeführt. Wir haben schon gesehen, wie er dadurch innerhalb seines Ordens



eine angesehene Stellung einnahm und da- und dorthin in Ordensangelegenheiten verreisen mußte, auch wie er sich durch seine Belesenheit in der Bibel und den Vätern wohl ausgerüstet hat zu seiner Lehrtätigkeit innerhalb des Ulmer Konventes und zu seinem Predigeramte, und wie er das Verständnis der heiligen Schriften durch seine Pilgerreise zu heben gedachte. Während seiner zwei Reisen hat er regelmäßig an Feiertagen seinen deutschen Mitpilgern auf dem Schiffe und im Heiligen Lande gepredigt (Evag. I, 132, 188), und zwar in deutscher Sprache; die lateinische Predigt eines Mönches verdeutschte er seinen Landsleuten (Evag. I, 198). Auch Schiffsmessen hat er gehalten (Evag. I, 326). Auf der ersten Reise unterbrach ihn einer beim Predigen auf dem Schiffe mehrmals durch Lachen, worauf Fabri nicht mehr predigte; die Genossen seiner zweiten Fahrt aber waren „edle und gereifte" Männer und baten Felix um das göttliche Wort, und er rühmt sich, daß durch seine Predigten viele Zwistigkeiten der adligen Herren beigelegt wurden und einige junge Adlige von ihrer Spielwut bekehrt wurden (Evag. I, 133, 167). Die zweite Reise hatte er als Kaplan seiner adligen Herren mitgemacht, denen er als Beichtvater diente (Evag. I, 195, 200, 311/312; II, 490) und denen er eine deutsche Rede hielt über ihre Pflichten als Ritter des Heiligen Grabes (Evag. II, 15/16). Sonst klärt er uns nur selten auf über den Gegenstand seiner Predigten, einmal sprach er über das Kreuz Christi und das des reuigen Schächers, wobei er vor falscher Wundersucht warnt (Evag. I, 173). Die Reise Mariä über das Gebirge Juda stellt er seinen Landsleuten als das Vorbild ihrer Pilgerfahrt dar (Evag. I, 188). Seiner Betrachtung an der Stätte von Christi Geburt zu Bethlehem kann möglicherweise eine Weihnachtspredigt zugrunde liegen (Evag. I, 443—445). Er belehrt die Pilger über den Tempel Salomos und sucht unter ihnen nützliche und erbauliche Gespräche hervorzurufen anstatt der „unpassenden", die sie hier und da führten (Evag. I, 276/277; II, 83).[1] In Ulm, wo er Frühprediger war, nahm er von der zahlreich versammelten Gemeinde beweglichen Abschied bei Beginn seiner ersten Reise. Michaeli 1487 aber drängte sich an ihn während der Predigt in Ulm ein alter griechischer Mönch heran mit einer Bulle, die einen Ablaß für das Sinaikloster enthielt und die Fabri der Gemeinde vorlesen sollte. Fa-

[1] Brehm weiß noch von zwei andern Predigtschriften, die uns erhalten sind und von Fabri stammen sollen.

bri, durch seine schlimmen Erfahrungen mit den griechischen Mönchen im Heiligen Lande weithin bestimmt, erkannte die Sache sofort als Schwindel und klärte das Volk darüber auf, das denn auch richtig dem fremden Mönche keinen Pfennig gab (Evag. I, 28; II, 506/507). Ebenso belehrt er einmal einen einfachen Mann, einen ehemaligen Pilger, aus Günzburg bei Ulm stammend, ausführlich über die Lügen der griechischen Mönche betreffs der Waffen des heiligen Michael, die jenem Manne als kostbare Reliquien gezeigt worden waren (Evag. II, 56/57). In Memmingen predigte Fabri öfters, weshalb ihn dort viele Leute kennen und ihn zu seiner Rückkehr aus dem Heiligen Lande beglückwünschen; er geht aber in jener Stadt nicht in die Öffentlichkeit, weil damals gerade eine Art Volksfest war, damit niemand meine, er wolle die Schauspiele sehen, und damit er sich selbst nicht zum Schauspiele mache, denn er trug von der Pilgerfahrt her noch einen langen Bart gegen die Gewohnheit der lateinischen Mönche und Priester (Evag. III, 462). Andererseits hatte er mit den Mönchen in Metona eine längere theologische Erörterung, er regt sich dabei auf über einen Mönch, von dem er hört, er habe vor dem Volke gegen die Lehre des heiligen Thomas und gegen alle Doktoren und erprobtesten Wahrheiten gepredigt und dadurch dem Volke Ärgernis gegeben (Evag. III, 335). Für seine Weitherzigkeit in Dingen des täglichen Lebens zeugen zwei andere Vorkommnisse: Eine Frau, wegen deren vermeintlicher Besessenheit man ihn um Rat fragte, hält er für geisteskrank und sagt, sie sei eher der ärztlichen Fürsorge zu übergeben als der der Theologen (Evag. I, 68). Unter seinen adligen Reisegenossen entsteht einmal ein heiterer Streit, ob man einem Spielmanne und Gaukler ein Almosen schenken dürfe oder nicht; sie rufen Fabris Entscheidung an, und er bejaht die Frage, im Gegensatze zur Meinung eines anderen Geistlichen. Bezeichnend ist, daß er, nach Hause zurückgekehrt, im Gerson und in anderen Doktoren nachsieht, ob er damals recht geraten habe (Evag. I, 76/77). Für die Ausübung des Predigtamtes hält Fabri gründliches Verständnis der Heiligen Schrift und einen reichen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen aller Art für erforderlich, wozu besonders eine Pilgerfahrt beiträgt (Evag. I, 24/25). Auch muß ein Prediger vor allem die Tugenden der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams besitzen, fern vom Tumulte der Menschen, den Sinn in sich gekehrt und gesammelt, leben in Niedrigkeit, Rauheit und körperlicher Züchtigung, nach dem Vorbilde St. Jakobs, des Patrons



der Prediger. Ferner soll er durch Wort und gutes Beispiel auf die Menschen wirken und diesen keinen Anstoß geben. Er hat zu predigen über Tugend und Laster, Tod und ewige Verdammnis, und zwar allen, den Guten und Bösen, den Weisen und Unverständigen, den Geistlichen und den Laien, den Gerechten und den Sündern (Evag. I, 412—414). Eine gute und nützliche Materie darf man mehrere Male an einem Orte behandeln, wie ja auch der Heiland zweimal über die acht Seligkeiten gesprochen hat (Evag. I, 400).

So zeigt sich uns sein Mönchsideal deutlich in dem Bilde, das er von den Eigenschaften des Predigers entwirft, und in den Erzählungen über Verfall und Reform der Klöster. Dazu treten noch manch andere Züge, die seine treue Anhänglichkeit an die strenge Ordenszucht wie auch sein Verhältnis zu seinen Ulmer Klosterbrüdern und zum ganzen Orden vor Augen rücken. Er erachtete es für unwürdig, auf dem Schiffe auf einem weicheren Lager zu schlafen als in seiner Klosterzelle, und kaufte sich daher in Venedig ein Polster aus Kuhhaar; wollene Decken, aus Ulm mitgenommen, vervollständigten sein Lager (Evag. I, 97). Wiewohl er in seinem langen Barte, den er während der Pilgerfahrt sich hatte wachsen lassen, viel würdiger, schöner und männlicher sich vorkam, opfert er ihn doch, allerdings ungern, nach seiner Rückkehr ins Ulmer Kloster, aus Liebe zur klösterlichen Gemeinschaft (Evag. III, 467). Beim Durchschwimmen des Jordans bekommt er Angst, er könnte ertrinken und wegen seines Leichtsinns und seiner unreligiösen Nacktheit verschlungen werden, und womöglich deshalb noch exkommuniziert werden; er beschließt, sich nie mehr in seinem Leben so weit von seinem Ordenskleide zu trennen (Evag. II, 38/39). Wie sehr der Ordensgeist sein durchaus ungünstiges Urteil über die Frauen beeinflußt, werden wir später noch sehen. Er speist, jedoch nicht ohne Erlaubnis des Papstes, sehr vergnügt zusammen mit zwei Juden, einem Sarazenen und einem Mamelucken, obwohl sie verschiedenen Glauben und verschiedene Sitten gehabt hätten (Evag. II, 129). Seine liebste Reisegesellschaft bilden aber die Ordensbrüder, sie sind ihm „begehrenswerter als Gold“ (Evag. I, 35; III, 151). Oft unterhielt er sich in Venedig mit herzlichem Verlangen mit einem Mönche, der von allen für heilig gehalten wird und durch einige Wunder berühmt ist, dessen Angesicht von Unschuld leuchtet und dessen Reden süß und ganz erbaulich sind (Evag. III, 426). In Venedig und Jerusalem pflegt er mit einem französischen Dominikaner gar erbauliche und tröstliche Ge-

spräche (Evag. I, 96). Der feierliche und tränenreiche Abschied von seinen geliebten Ulmer Brüdern fällt ihm sehr schwer und auf der ersten Reise bedrückte ihn immer das Heimweh (Evag. I, 30, 67); um so größer aber ist die Freude des ganzen Klosters bei seiner glücklichen Rückkehr, vom Prior an bis hinab zum Klosterhunde. Dieser Prior, sonst streng, gestattete, daß der ganze Konvent sechs Tage lang die Rückkehr des schon totgemeldeten Bruders feiere (Evag. III, 466/467). Mit seinem Prior, Ludwig Fuchs, verknüpften ihn augenscheinlich engere freundschaftliche Bande, und nur ungern hatte dieser ihn ziehen lassen; Fabri steht mit ihm selbst während der Reise in brieflichem Verkehr (z. B. Evag. II, 102). So ist denn auch die Widmung des Evagatoriums an die Ulmer Brüder in einem herzlichen Tone gehalten (Evag. I, 4). Außerdem hatte er freundschaftliche Beziehungen zu den Baseler Dominikanern und zu den in und bei Ulm liegenden, verschiedenen Kongregationen angehörenden Klöstern. Von ihnen empfing er einen Teil seiner Reiseunterstützung (z. B. Tract. 166/167). Besonders die Äbtissin von Hegbach war seine nahe geistliche Freundin und Beraterin (Tract. 182), daneben standen noch einige andere fromme Nonnen (Tract. 186; Evag. I, 27; Veesenm. Tract. 230). Offenbar war er bei seiner Ulmer Gemeinde und den Ulmer Adligen beliebt, was seine vielen Nachrichten über die Ulmer Geschlechter (vgl. Fabris Quellen) und einige andere Stellen beweisen (Evag. I, 29, 66; III, 460, 463, 467). Über seine Tätigkeit als Beichtvater des Klosters Offenhausen wissen wir nur aus Crusius, also aus einer einzigen und zudem indirekten Quelle.

Wenn schon sein Leben als Ordensmann und Prediger und seine Stellung gegen die nichtreformierten Kleriker ein stark persönliches Moment in Fabris Frömmigkeit aufweist, so beobachten wir an seiner Handlungsweise im gewöhnlichen Privatleben noch besser, welch tief religiöser Mensch in dem Gewande des Dominikanerordens steckte. Voll heiliger Ehrfurcht, mit Tränen in den Augen, und voll frommen Mitleids und guter Vorsätze fürs Leben betritt Fabri das Heilige Land; aus Sehnsucht nach diesem konnte er auf dem Schiffe zuletzt weder schlafen noch essen noch trinken, weder schreiben noch lesen (Evag. I, 24, 180/181; II, 182). Für alle die, für die er zu beten versprochen hat und deren Namen er sich aufgeschrieben hatte, betet er im einzelnen am Heiligen Grabe (Evag. II, 13/14). Sooft er im Heiligen Grabe übernachtet hat, macht er dies auch durch eine Zeichnung kennt-



lich, die mit wenigen groben Strichen das Heilige Grab mit dem Kreuze darauf darstellen soll (Evag. I, 309; II, 1, 91; die Zeichnung fehlt Evag. II, 121, 198). Er freut sich sehr darüber, daß er die Messe in der Grabeskirche hat zelebrieren dürfen, und er sang sie, wie er selbst sagt, laut und jubelnd, und es schien ihm, als habe er heller und lauter gesungen als andere (Evag. II, 198). Öfters betrachtete er besonders heilige Stätten noch einige Male allein, ohne die andern Pilger, und las die Horen (Evag. I, 412). In der Kreuzauffindungshöhle ist ein trefflicher Widerhall und eine Akustik, wie er nie solche in einem Chore oder in einer Kirche gehört hat; daher singt er dort nicht selten allein mit voller Stimme Lobgesänge (Evag. I, 298, 374). Tief betrübt ist er, daß er aus Unwissenheit die heilige Steinplatte betrat, auf die Jesu Leichnam zur Einsalbung gelegt worden, und er bittet seine Brüder, deshalb für ihn bei Gott im Gebete einzutreten (Evag. I, 282|283). Daß er auch an Reliquien geglaubt hat, ist sicher (z. B. Evag. II, 245), und die meisten Reliquien in den vielen Venediger Kirchen hat er besucht (Evag. I, 93). Zur Erinnerung an Christi Blindenheilung wäscht er sich die Augen mit dem angeblich heilsamen Wasser der Quelle Siloe (Evag. I, 418). Aus lauter Frömmigkeit sammelt er Steine und Dornen vom Heiligen Lande und bringt sie in seine Heimat; durch längere analoge Fälle begründet er diese Handlung (Evag. II, 195); ebenso nimmt er Boden von dem Acker heim, von dessen Erde Adam geschaffen worden sein soll (Evag. II, 345); in Ulm trug er ein Stückchen des Steines von Jesu Grabgewölbe bei sich (Evag. I, 265). Er freut sich außerordentlich, in der Höhle der heiligen Katharina, seiner holdseligen Verlobten, seinen hungernden Mitpilgern aus seinem Brotsacke etwas darbieten zu können (Evag. II, 462). Auf dem Vorgebirge Sapientia bei Metona singt er ganz allein die Vesper zu Ehren der heiligen Sapientia (Evag. III, 343/344). An verschiedenen heiligen Stätten nimmt er mit aller Bestimmtheit noch einen besonderen guten Geruch wahr (Evag. I, 296, 378, 440, 442, 446). In Venedig steht er um Mitternacht auf, um sein Gebet zu sprechen (Evag. III, 332, 397) und steht früher als andere auf, um seine Morgenandacht zu halten (Evag. II, 354). Häufig erwähnt er, wenn er einem Gottesdienste, einer heiligen Messe in irgendeinem Küstenorte beiwohnte (Evag. I, 87, 93; III, 366). Auch als religiöser Eiferer enthüllt er sich uns in seinem Werke, indem er einmal eine der sarazenischen Kultstätten zerstört und ihre geweihten Gaben fortnimmt (Evag. I, 275), während er an anderen Stellen

selbst die beschimpfende Beschmutzung der Moscheen durch christliche Pilger tadelt. In langem Gespräche sucht er einen aus Basel gebürtigen Mamelucken wieder zum Christentum zu überreden, auch hilft er einem der andern geistlichen Mitpilger aus Ungarn, der heimlich, aber erfolgreich unter seinen mameluckischen Landsleuten Mission treibt (Evag. III, 34–36). Kurz und einfach gibt er seinem frohen Gefühle Ausdruck darüber, daß sie in Alexandria seit langem zum ersten Male wieder in ein christliches Haus kamen (Evag. III, 149), und auf dem Schiffe, wo nur Christen sind, glaubt er sich wie im Paradiese unter Engeln, trotzdem sie dort eine sehr unbequeme Lagerstatt hatten (Evag. III, 207). Endlich äußert sich seine starke Religiosität auch in der Art und Weise der Schilderung; sie wird begeistert beim Nahen des Heiligen Landes und begrüßt in überschwenglichen Worten den Anblick Jerusalems (Evag. I, 183ff., 236/237). Des öfteren fließen bei der Schilderung der heiligen Stätten persönliche religiöse Betrachtungen ein (z. B. Evag. I, 266, 282, 299, 309, 319; II, 345/346). Trotz dieser persönlichen Frömmigkeit — darauf sei hier nur kurz hingewiesen — unterdrückt er nicht seine Leidenschaft gegen die Schweizer; war er doch hierbei zu sehr persönlich beteiligt und hängt es ja auch mit seiner ganzen sonstigen Offenheit des Charakters zusammen.

Noch einmal tritt uns so am Ausgang des Mittelalters eine Frömmigkeit in Felix Fabri entgegen, die so rein und lauter und gut kirchlich war wie je eine in den besten Zeiten des Mittelalters. Der Glaube an die Autoritäten der Päpste und Kirchenväter, die Verehrung der Heiligen und Reliquien, der Haß gegen jeden Andersgläubigen: sie alle verbinden sich in unserem Dominikaner mit persönlicher frommer Gesinnung und frommem Leben, mit einer echten Innerlichkeit der Religion, die den Gedanken an Werkheiligkeit und eigenes Verdienst sogar hier und da in den Hintergrund zu drängen imstande ist. Eine gewisse asketische Auffassung ist ebensowenig bei ihm zu leugnen wie eine gewisse Weltfreudigkeit und ein Blick für das Kleine in der Außenwelt. Etliche Momente sind es auch, die bei Fabri uns stark an gewisse Gedankenreihen der mittelalterlichen Mystiker erinnern. Neben den uns schon bekannt gewordenen vielen einzelnen Stellen ist es vor allem die „Sionpilgerin" und ihr Vorwort (vgl. S. 79—82), die uns einen trefflichen Einblick in die Frömmigkeit Fabris und seiner Zeit gewährt.[1]

[1] Weitere, gleichzeitige, mystische Strömungen in Schwaben werden nachgewiesen in der inzwischen erschienenen Dissertation von O. Meyer:



Eine letzte Seite, nach der der fromme Dominikaner von der Theologie und dem Klostergeiste beeinflußt erscheint, sind seine allgemeinsittlichen Anschauungen. Was er über den Adel und die Gründe, aus denen ein Bürger adlig ist, sowie das, was er über Standesvermischung sagt, ist durchaus an die Sprüche Salomos, an Cicero, Seneca, den Kommentator Catos und an Aristoteles angelehnt und mit deren moralphilosophischen Zitaten belegt (Tract. 65/66, 74/75, 113/114). Durch eben diese sind auch seine allgemeinen und farblosen Ansichten über das Streben aller Menschen nach Ehre und über das bürgerliche Glück bestimmt (Tract. 69/70, 106). Mancher Adlige hat aber in der Völlerei und Schwelgerei der Städter seine adligen Sitten und kriegerische Tüchtigkeit verloren (Tract. 62, 63). In solche Schamlosigkeit gerieten einst die Mönche, daß sie an Schauspielen der Weltlichen, Lanzenstechen, Tänzen und Hochzeiten teilnahmen (Tract. 176/177). An den Kriegen findet er den Vorteil, daß sie Sinnenlust und Laster verhindern und bei den Bürgern eine Zunahme an Kraft und Tüchtigkeit bewirken (Tract. 147/148). Das beste Teil im Leben erwählen aber doch nach Fabris Ansicht die Bürger, die ins Kloster gehen (Tract. 91, 120). — Seine sexuellen Anschauungen atmen natürlich weithin den Geist der Reform. Er will nicht mit Absicht Falsches im Evagatorium bringen oder was den guten Sitten oder der Heiligen Schrift zuwiderlaufe (Evag. I, 4), und er hält das Mönchsideal der Keuschheit hoch in Ehren (Evag. I, 412, 413). Wo er über die Beziehungen der Geschlechter zueinander redet, da geschieht es ohne Prüderie, so über die Amazonen oder die Ulmer Wasserweibchen oder über die außereheliche Geburt des Pegasus und der Lernäa (Tract. 10, 11, 144, 196), aber auch wiederum mit Zartheit, so besonders bei der Geburt Jesu (Evag. I, 443). Seine Anschauung allerdings über die Folgen der Sünde Adams und Evas für die von da ab stets mit sündiger Lust verbundenen Empfängnis und die Geburt Kains und Abels und späterer Geschlechter lehnt sich ganz an Augustin an (Evag. II, 347). Ohne Scheu erzählt er die unsittliche Handlung des Trutzelmanns zu Kairo gegen Tiere (Evag. III, 23). Andererseits regt er sich auf über die schamlosen Gesten sarazenischer Tänzerinnen zu Alexandria und berichtet, daß die Sarazenen und ihre Frauen durch laszive Bewegungen und durch fleisch-

---

Die Brüder des gemeinsamen Lebens in Württemberg, 1477—1517. Stuttgart 1913 (auch in den Blättern f. württ. Kirchengeschichte 1913).

liche Versuchungen nach Dämonenweise die Pilger reizen (Evag. III, 36, 202). Fabri mit einigen andern Pilgern ist es, der jüngere Ritter davon zurückhält, sich mit ziemlich hübschen Midianitermädchen einzulassen und ihren Lockungen zu folgen, weil sie einen übel ausgegangenen derartigen Fall aus dem Alten Testamente wissen (Evag. II, 520/521). Weil die tugendhaften Frauen selten sind, rät er, um nicht getäuscht und verderbt zu werden, lieber alle zu fliehen; mit Ausnahme einiger weniger hält er alle für durchaus sündhaft (Evag. II, 367). Die sarazenischen Frauen aber sind in allen äußeren Dingen so schamhaft, daß die unsrigen nicht mit ihnen zu vergleichen sind (Evag. III, 104). Er empfindet Schamgefühl, als er beschreibt, wie auf dem Sklavenmarkt die christlichen Sklaven und Sklavinnen in voller Nacktheit von den Käufern sich prüfen lassen müssen (Evag. III, 165). Als er über ein Bordell zu Alexandria spricht, in dem lauter Christinnen sind und an dem sie zufällig vorbeigekommen waren, tut er dies nur, weil ihn die Schmach und Schande des christlichen Namens, das Verlachen des katholischen Glaubens und der Vorwurf der Gläubigen dazu zwinge (Evag. III, 168). Aus frommer Scheu will er nicht auf den körperlichen Zustand eines durch Askese heruntergekommenen Pilgers eingehen (Evag. II, 74). Um so mehr aber bricht das naive natürliche Gefühl, nicht durch die klösterliche Sittlichkeit geleitet, hervor, als er — kulturgeschichtlich von einigem Interesse — über die übeln hygienischen und die Klosettverhältnisse auf dem Pilgerschiffe berichtet; er schließt daran praktische Ratschläge über allerlei Körperpflege während der Seefahrt an (Evag. I, 139—143). Hier spricht er also ebenso aus dem praktischen und ärztlichen Interesse heraus wie aus dem für allerlei Zustände, die er um sich herum beobachtete. So schiebt er denn auch das häufige Baden der Sarazenen ihrer häßlichen Körperausdünstung zu (Evag. II, 370) und beklagt die Unreinlichkeit einiger christlichen Kirchen. Ein erfreulichere Bild, wobei wiederum die volkstümliche Seite des Dominikaners hervortritt, wird sich uns im nächsten, letzten Kapitel zeigen.

ELFTES KAPITEL

WEITERE PERSÖNLICHE ELEMENTE IN FABRIS WERKEN

Eine interessante und nicht unwichtige Ergänzung zu Fabris Charakterbild, wie es uns aus dem vielseitigen Inhalt seiner Werke erstanden ist, bietet zuletzt noch die Fülle von Notizen, die er über seine eigene Person, sein Innenleben, seine ganz persönlichen kleinen Reiseerlebnisse uns hinterlassen hat.

Vor verschiedenen Gefahren blieb er glücklich bewahrt; so dankt er es seiner Vorsicht, indem er in der Herberge eines Alpendorfes sich vor verdächtiger Gesellschaft einschließt, daß er nicht auch wie andere Gäste in selbiger Nacht bestohlen wird; ein andermal, auf der Heimreise, wollen ihn einige Engländer, ehemalige Reisegenossen, dazu bewegen, mit ihnen zu reisen, während er dann doch noch einen Tag in der Herberge bleibt und so dem Schicksal jener entgeht, auf der Straße ausgeraubt zu werden, denn er schließt sich einer Heeresabteilung an, die ihn ob seiner Pilgerschaft sehr verehrt (Evag. I, 59, 69). Fast wäre er einmal durch eine Segelstange erschlagen worden, die dann aber einem andern zum tödlichen Verhängnis wurde (Evag. I, 34). Auf Korfu hätte er beinahe das Haus seiner schwäbischen Wirte aus Unvorsichtigkeit angezündet (Evag. I, 36). In der Herberge zu Alexandria zieht er im Eifer, ohne rückwärts zu schauen, an einem schweren Korbe und wäre dabei fast in die Krallen eines im Hofe angeketteten Leoparden gefallen (Evag. III, 150/151). Natürlich verirrt er sich auch eine Weile in Alexandrias Straßen, als er Palmzweige einkaufen wollte (Evag. III, 173). Ausführlich erzählt er, wie sie in derselben Stadt den Grafen Johann von Solms zu Grabe trugen, wobei Fabri von Ungläubigen beschimpft und beschmutzt wurde. Über die Unreinlichkeit einer stinkenden Hütte, in der die Pilger von den Sarazenen eingesperrt waren, tröstet er sich mit dem Beispiele Christi (Evag. I, 195, 196). Ihre verschiedenen Leiden von Kairo bis Alexandria haben wir schon des näheren in seiner Schilderung der morgenländischen Verhältnisse berührt. Andererseits aber erzählt er auch in behaglicher Breite, welch freundlichen Eselsführer er auf seiner Pilgerschaft hatte, und daß er im Gegensatze zu anderen Pilgern im Heiligen Lande nie von Sarazenen geplagt und geärgert wurde (Evag. I, 207–209); ja es half ihm, als er

vom Maultiere einmal abgeworfen wurde, ein mitleidiger Sarazene wieder auf (Evag. II, 178), und ausführlich schreibt er darüber, welch guten Reitesel er sich für den zweiten Teil seiner Reise gewählt habe, und bewundert die Sicherheit der Maultiere im Bergabstieg (Evag. II, 35, 332). Auf einer Insel überfallen ihn Ameisen und Flöhe, er macht auf sie Jagd; in Gaza sucht er im Verein mit anderen die vielen Wespen zu verjagen, die die heilige Messe störten (Evag. I, 157; II, 363). Wie er die Tiere und überhaupt die Natur beobachtete, davon war schon früher die Rede; Fabris Patriotismus sagte es natürlich zu, wenn in der deutschen Herberge zu Venedig der Hund an allen Deutschen, die ankommen, die größte Freude hat, alle Nichtdeutschen aber anfällt und beißt; dieselbe Unterscheidung der Nationalität macht dieser Hund bei Bettlern und bei Hunden (Evag. I, 84). Fabri besaß augenscheinlich eine Liebe zu den Tieren, was sich nicht nur aus ihrer Schilderung ergibt, sondern auch daraus, daß der Hund des Ulmer Klosters bei seiner Rückkehr von der Reise große Freude zeigte, ferner aus der Tatsache, daß er öfters mit einem in einen Käfig eingesperrten Tiere auf dem Schiffe spielte und es auch mitunter Spaßes halber reizte und daß er einen Papagei auf dem Schiffe einige deutsche Worte sprechen lehrte (Evag. III, 28, 300). Daneben stehen noch allerlei andere Beobachtungen und Erlebnisse. So wundert er sich über die Kunst, mit der ein Taucher das Schiff repariert, und weiß nicht, wie jener unter dem Wasser atmen konnte (Evag. I, 48). Er freut sich am aufgeregten Meeresgewoge und wundert sich über die Gewalt des Wassers, das doch sonst so weich und winzig sei; anschaulich und lebhaft berichtet er sodann über einen großen Seesturm (Evag. I, 52/53) sowie über allerlei sonstige Gefahren des Schiffes wegen der Nähe der Türkenflotte und bei der Landung vor Korfu (Evag. I, 32—37). Gar anregend weiß er sodann zu plaudern über seine Nachtwache in der Wüste beim Geheul der Wölfe (Evag. II, 407). Zweimal hätte er beinahe mit dem Leben gebüßt für seinen Unternehmungsgeist und Leichtsinn, sich von der Pilgerkarawane in der Wüste zu entfernen zu Abstechern auf eigene Faust, um sich dann nur unter großer Mühe und Angst und ohne irgendeinen Wegweiser durch den durcheinandergewehten Sand wieder zurückzufinden. Er gesteht, damals sei die traurigste Nacht seines Lebens gewesen (Evag. II, 421—423; 523—530). Unter einem andern Tage zeichnet er auf, welche Vorbereitungen zu jener Zeit getroffen wurden, um den Leichnam eines auf dem Schiffe Gestorbenen zur Überführung über

das Meer in die Heimat zuzurichten, wobei er selber mitgeholfen hat (Evag. III, 296). Mit einem gewissen Wohlgefallen bemerkt er, wie er bei seinem gewöhnlichen Gebet um Mitternacht einen Brand noch im Entstehen entdeckte und durch seine Besonnenheit einen Stadtbrand sowie einen Tumult verhütete (Evag. III, 332). Dank der freundlichen Unterstützung durch seine Patrone konnte er seine Reise bis zum Sinai und nach Ägypten ausdehnen; die Vermittelung des mitreisenden Bernhards von Breitenbach, Dechanten zu Mainz, verschaffte ihm eine außerordentlich billige Schiffahrt, und die Herbergskosten in Alexandria wurden ihm ganz erlassen, da die Frau des Herbergwirtes ihm günstig gesinnt war; als Geistlicher ist er vom Zolle in Alexandria befreit (Evag. I, 188/189; III, 171/172, 203/204). Er fühlt aber gar keine Reue, wenn er unter seinem Gewande die ihm von den anderen Pilgern anvertrauten Kostbarkeiten vor der Zollbehörde durchschmuggelt, denn es sind dies ungerechte Steuern der Ungläubigen (Evag. III, 147, 158, 202), und unerschrocken verteidigt er sein Reisegepäck gegen Besteuerung im Hafen zu Alexandria (Evag. III, 204—206).

Das persönliche Moment in seinen Aufzeichnungen geht sogar so weit, daß er nicht nur die obigen Anekdoten, sondern auch über sein persönliches Wohlergehen sowie über Essen und Trinken berichtet. Auf Rhodus leidet er an Dyssenterie und verzweifelt fast am Leben, auch in Venedig liegt er einige Zeit schwer krank (Evag. I, 47, 58); vieles Feigenessen und ein andermal Melonengenuß bekam ihm übel (Evag. II, 115, 360). In Gaza bekommt er Fieber und von der zweiten Heimreise zur See kehrte er ganz mager, bleich und schwach nach Venedig zurück (Evag. II, 375; III, 389). Im übrigen aber scheint er kräftig gewesen zu sein, da er doch viel durch die Hitze im Heiligen Lande ausgehalten hat, während andere liegen blieben, auch war er wohl ein guter und freudiger Bergsteiger (Evag. II, 69, 72/73, 359, 461; III, 370). Nicht unerwähnt läßt er, daß das Schuhwerk durch die Besteigung des Sinai notgelitten habe, daß er in Kairo und Alexandria seine fast überwachsene Tonsur erneuern ließ und auf der Reise einen langen Bart trug (Evag. II, 475; III, 32, 154, 201, 390, 462, 468). Fromme Frauen in Jerusalem waschen ihm Kleid und Skapulier; im Sandsturm wird aber sein schwarzes Gewand ganz weiß (Evag. I, 259; II, 425). Nach Ulm heimgekehrt legt er das rote Kreuz von Mütze und Gewand ab, das er mit Ruhm und Freimut auf der ganzen Reise getragen (Evag. III, 468).



Es entbehrt nicht des Humors, wenn er des öfteren über den großen Mangel an Trinkwasser auf der Seefahrt und auf der Wanderung jammert und dabei wehmütig des wasserreichen Blautopfes (unweit von Ulm) gedenkt und gesteht, gern habe er aus Hunger gegessen, was er früher verschmäht habe (Evag. I, 44–46; II, 59, 66). In der Wüste sehnten er und seine Mitpilger sich am St. Michaelstag zurück an die mancherlei fleischlichen Genüsse, die man an jenem Tage in der Heimat hat (Evag. II, 513). Ganz besonders war er einem guten Tropfen wohlgeneigt, und er weiß in dieser Hinsicht die Gastfreundschaft einiger Klöster zu rühmen; „doch was soll ich vom Muskatellerwein erzählen, da es mich schon freut, wenn ich nur an ihn denke" und eine fruchtbare Nilinsel würde auch „den kostbarsten Wein erzeugen, wenn jene verfluchten Mohammedaner überhaupt Wein bauen würden" (Evag. I, 31, 35, 70, 73; II, 182; III, 109, 337). Was Wunder, wenn er seinen Brüdern allerlei selbsterlebte und beobachtete heitere Stückchen erzählt; er spricht es ja sogar als seine deutliche Absicht aus, neben Ernstem und Heiligem auch Heiteres und Kindliches einzuflechten. Bei diesen Stückchen hat er auch selbst mitgelacht, so über allerlei Wirkungen des guten Kreter Weines auf die Pilger und andere Reisende oder darüber, daß ein Venediger Bootsführer in ganz neuen Kleidern ins Wasser fällt, nachdem er vergebens durch seine Worte die Pilger vom Besuche der deutschen Herberge in Venedig hatte abhalten wollen. Über die Scherze der Araber mußte Fabri so sehr lachen, daß er fast vom Reitesel herabgefallen wäre (Evag. I, 49/50, 83; II, 533). Heitere Anekdoten und kleinere Züge eines gutmütigen Humors sind in Fabris Schilderung nicht selten; so verwundete ihn ein Papagei, dem er zu nahe gekommen war und mit dem er sonst zu spielen und zu sprechen pflegte, an der Nase; oder man denke an seine Erzählung von dem auf Neuigkeiten erpichten Grafen von Werdenberg, von den Schweinen in Ulm und ähnlichem (Evag. III, 28/29; Tract. 27/28, 39; ferner Evag. II, 165–167; III, 36/37 usw.).

Und wie schon in seiner eingehenden Beobachtung von Land und Leuten, in seiner Liebe zur Natur und zu allerlei Geschichtchen, in seiner Ausdrucksweise und zuletzt in seinem Humor sich deutlich volkstümliche Neigungen gezeigt haben in dem so frommen und so gelehrten Prediger, so bietet uns dasselbe Bild der Verkehr mit seinen Nebenmenschen. Seine Beliebtheit in der Ulmer Gemeinde haben wir schon kennen gelernt; um für seine Reisebeschreibung möglichst viel zu erfahren,



hat er mit allerlei Menschen sich unterhalten und sie ausgefragt. Aber er belehrt seinerseits seine Mitreisenden auf Grund der Kenntnisse, die er auf der ersten Reise gesammelt, über die Länder, an denen sie vorbeifahren (Evag. I, 171; II, 52), und erzählt ihnen über seine erste Reise. Er schildert seine Reisegesellschaft, darunter hochmütige Adlige, die nicht mit armen alten Frauen gemeinsam zu Schiff fahren wollten (Evag. I, 31, 43, 47, 55—56, 150, 169, 178). Er sieht mit Mitleid die Mühsale der armen Schiffsmannschaft (Evag. I, 55, 124—126); der Abschied von den Ruderknechten, mehr noch von den Mitpilgern und von seinen früher als er selbst heimreisenden adligen Herrn fällt ihm schwer (Evag. II, 102; III, 387, 389). Er erwähnt hier und da den Tod von Pilgern oder von Leuten der Schiffsbesatzung, kommt dabei auch auf die Vergänglichkeit alles Irdischen zu sprechen; doch ist er andererseits so Realist, daß er in Hinsicht auf die Passagiere wie auf einen kranken Galeoten froh ist, daß dieser endlich stirbt, da er einen langen Todeskampf zu erdulden und durch sein lautes Jammern den Reisenden den Schlaf geraubt hatte (Evag. I, 34, 43, 44; III, 296, 299). Augenscheinlich machte Fabri des öfteren einen der Anführer der Pilgerschar, oder gab doch jedenfalls das ausschlaggebende Beispiel (Evag. I, 172; II, 70, 89). Aus den obigen Beispielen wie aus seiner ausführlichen Schilderung der Gefangenen in Ulm und ihres Gebarens darf man wohl darauf schließen, daß Felix Fabri ein weiches, mitleidiges Gemüt besaß; auch kommt dabei wieder sein Blick für das Kleine und das Schwache zum Ausdruck. Deshalb ist es wohl keine zu große Übertreibung, wenn er sich als „servulus“ (Diener) der andern bezeichnet (Evag. II, 524). Mit einer gewissen Selbstgefälligkeit aber berichtet er, welch große Mühe ihn die Abfassung seines Werkes gekostet habe und welch wichtige Rolle er als Berater auf der zweiten Reise gespielt habe, und nicht geringes Verdienst schreibt er sich bei der Missionierung der Mamelucken durch einen ungarischen Erzdiakon zu, da er ja jenen Erzdiakon überhaupt zur Pilgerschaft bewogen habe (Evag. I, 2, 66; II, 339; III, 35/36).

Etwas merkwürdig mutet es an, wenn er anläßlich der Geschichte Elisas eine lange Abschweifung darüber bringt, warum kahlköpfige Menschen stets zu verehren seien (Evag. II, 62—65; III, 33). Er ist friedliebend und haßt das Blutvergießen; der Donner der Geschütze ist ihm schon in Friedenszeiten schrecklich (Evag. III, 140/141, 317). Dagegen bezeugt er große Freude an der Musik. Erhebend ist es

für ihn, den vielstimmigen und doch harmonischen Gesang von Klerikern aller Nationen angesichts des Heiligen Landes, das „Te deum laudamus“ auf dem Schiffe zu hören (Evag. I, 184). Oft sang die Pilgerschar oder ein Vorsänger Hymnen bei den heiligen Stätten, die ihm schon teilweise vom Klostergesang her bekannt waren (Evag. I, 441). Einigemal singt er allein an heiligen Stätten (Evag. I, 298, 374; II, 198; III, 343/344). Er gedenkt auch der klingenden Harmonien in den Höhlen der Schwäbischen Alb, ebenso wie des weltlich klingenden Gesanges in einem Venezianer Kloster (Tract. 189, 195; Evag. III, 423); er ergötzt sich am schönen Chorgesang des Brixener Klosters wie an dem schönen Klange der Glocken von S. Marco in Venedig und im Sinaikloster (Evag. III, 420/421; II, 499/500). Unter die Annehmlichkeiten der Stadt Ulm rechnet er auch das Orgelspiel und den süßen Gesang der Scholaren (Tract. 147). Mag sein, daß dabei die religiöse Begeisterung mitgewirkt hat, aber sicherlich liegt auch ein Teil Sinn und Begabung für Musik zugrunde. So behauptet er, die Sarazenen haben sehr schlechte Stimmen zum Gesange und sie bringen keine Melodie zusammen, ihr Gesang sei wie das Schreien von Ziegen und Kälbern; ferner schreibt er zu dem Stücke des mohammedanischen Glaubensbekenntnisses, das er uns gibt, die Noten darüber (Evag. I, 202, 322).

Noch ein Weiteres aber liegt darin. Es ist ein gewisses Gefühl für Poesie, eine poetische Grundstimmung, die das reiche Innenleben Fabris durchzieht. Wir bemerken dies in beinahe jedem Kapitel: in seinem Patriotismus, in seiner Naturliebe, in seinen Naturanschauungen, in der Musikliebe, in der Phantasie, mit der er in den Hainen alte Nymphenkulte vermutet, und besonders auch in seiner Religiosität und seinen persönlich-religiösen Betrachtungen. Die Neigung zur dichterischen Anschauung der Dinge mag auch auf seine Kritiklosigkeit eingewirkt haben. Sie schuf aus ihm das, was einige Ähnlichkeit hat mit dem, was wir unter einem naiven Naturkinde zu verstehen pflegen.

Dazu gehört auch seine Neugierde, eine Charaktereigenschaft, die ihm bei seinen Beobachtungen zugute kam und hier nicht unberücksichtigt bleiben soll. Fabri ist sehr neugierig, was er besonders unverhüllt darin zeigt, daß er es als einen Hauptvorteil seiner Schiffskabine ansieht, von da aus sofort alles zu erfahren, was es auf dem Schiffe an Neuigkeiten gibt (Evag. III, 208/209). Er verteidigt sich zwar im Vorwort gegen den Verdacht, er habe aus Fürwitz die Pil-



gerfahrt angetreten, begründet aber seine neugierige Besichtigung Zyperns, der Stätte des ehemaligen Venuskults, mit allerhand Beispielen von kirchlichen Autoritäten (Evag. I, 24ff., 62; III, 223). In seiner Waghalsigkeit geht Fabri auch eines Tages unbemerkt in eine Moschee hinein (Evag. I, 254). Er gesteht, er sei lieber in der Wüste gewesen, wo täglich, ja stündlich das Landschaftsbild wechselte und wo es immer etwas Neues zu sehen gab, als im fruchtbaren, angenehmen und schönen Ägypten (Evag. II, 424). Fast aber hätte er sich nicht mehr zurückgefunden, als er sich von den Zelten in der Wüste allein hinwegbegibt, um auf einem hohen, aber entfernten Berge Umschau zu halten und gleichzeitig seine Neugier zu befriedigen (Evag. II, 421—423). Beispiele seiner Neugierde ließen sich noch viele nachweisen (Evag. III, 211, 213, 234/235, 323, 383/384). Treuherzig bekennt er, er habe ungünstige Nachrichten über Venedig, die er erfahren hatte, sogleich auf seinem Schiffe weiter verbreitet und sei deshalb vom Schiffsherrn sehr gescholten worden; er habe daraus gelernt, daß es nicht immer klug, ja daß es gefährlich sei, Neuigkeiten sogleich weiter zu erzählen, besonders wenn sie Verwirrung hervorrufen könnten (Evag. III, 302).

Alle diese Ausführungen über seine eigene Person, sie sind beherrscht und begründet durch eine große Offenherzigkeit des Wesens, ein weiterer naiver Zug bei Fabri. Sie ist es vor allem, die seine Schriften so anziehend und so frisch erscheinen läßt. Sie geht sogar so weit, den Lesern Einblicke in das eigenste Innenleben des Autors zu gestatten. Im Mai regt sich in ihm in Venedig die Sehnsucht nach schönen Gärten und blühenden Wiesen und Wäldern, und so schön Venedig war, so geht er doch wieder gerne fort, da er immer eine gewisse Furcht hegte, nie ein Blatt vom Baume fallen hörte, sondern weil nur das Rauschen des Wassers und die Furcht vor dem Einsturze der Häuser ihn umgab (Evag. I, 93, 397/398). Er gesteht selbst seine Leidenschaftlichkeit zu, die seine Erzählung oft unterbreche, und bekennt offen, er hätte die Pilgerfahrt, und wäre sie noch so heilig, nicht unternommen, wenn er gewußt hätte, zu welcher geistigen und körperlichen Wanderung er dadurch veranlaßt würde (Evag. I, 2, 3). Furchtsam und doch nächtelang den Wunsch zur Pilgerschaft hegend, hat er viele Leute um Rat gefragt; doch hat diese Angst vor dem großen Unternehmen während der ganzen ersten Reise auf ihm gelastet und hat ihn unlustig und träge gemacht zur Betrachtung der Länder und Meere und zu schriftlichen Aufzeichnungen (Evag. I, 25—30).



Nach seiner ersten Reise fühlte er sich unzufrieden darüber, daß er so wenig gesehen und nur ganz flüchtige Erinnerungen daran habe. Tagelang habe er dies mit sich herum getragen und niemand etwas davon anvertraut, heimlich verschaffte er sich dann die Erlaubnis des Ordensgenerals und des Papstes zur Reise, sah sich unter der Hand nach Reisegefährten um und ebnete sich die Wege zu seiner zweiten Pilgerfahrt (Evag. I, 61—65). Auf der Rückreise durchnäßte ihn dann ein Regenguß im Illertal bis auf die Haut, worauf er ganz traurig und kleinmütig geworden sei. Um so freudiger lebte er wieder auf durch den herzlichen Empfang im Ulmer Kloster, wo er mit dem alten Reisegewand auch alle Kümmernis ablegte (Evag. III, 464—468).

ZWÖLFTES KAPITEL

SCHLUSSWORT

So ist denn seine Reisebeschreibung durchaus die Schilderung seiner Reise und eben darum ist sie so anziehend und interessant. Auch da, wo er nicht über sich selbst berichtet, schreibt er in einer so persönlichen Stimmung, seine Stellung zu den von ihm geschilderten Zuständen und Ereignissen ist so ausgeprägt, so offen und freimütig, daß wir ein immerhin subjektiv wahres Bild seiner Zeit wie seiner Person bekommen. Die patriotische Begeisterung für sein Deutschland, für die Staufer, für Ulm, aber auch seine Frömmigkeit und Gesinnungstüchtigkeit, die Aufrichtigkeit in seinen eigenen Empfindungen und Erfahrungen wie seine Teilnahme an seinen Reisegenossen: all das macht uns Felix Fabri wirklich sympathisch. Andererseits — durch seine Jugendeindrücke hervorgerufen — hat natürlich seine Parteilichkeit für Habsburg und gegen die Schweizer ihm den Blick getrübt, und sein Werk wird stark beeinträchtigt durch seinen Mangel an Kritik und an Komposition, durch seine Leidenschaftlichkeit und seinen Stil. Ein weiterer Vorzug aber ist unstreitig sein Beobachtungstalent für Natur und Menschen, meist allerdings nur für die kleinen Züge. Denn wie in der Komposition, so auch im Stoffe: er vermag nur einen kleinen Rahmen auszufüllen. Gerade aber in dem, was er selbst beobachtete, ist er für uns auch noch wertvoll als historische Quelle. In der Auswahl seines Stoffes, in der Schilderung von Land und Leuten, in der Beobachtung des Kleinen, in der Freude an der Anekdote und im Sinn für Humor zeigt er deutlich seine Neigung zum Volkstümlichen. Beeinflußt wurde



er in alledem natürlich von seiner Predigtpraxis, vom ganzen streng mittelalterlichen Klostergeiste, von der Klostergelehrsamkeit und vom damaligen Stande der Wissenschaften. Diese Momente tragen auch einen guten Teil der Schuld an seinen anscheinend persönlichen Mängeln. Es darf aber nicht vergessen werden, daß er sich einiger dieser Mängel wohl bewußt war und sie auch im Tractatus weithin überwunden hat. Woher aber kam ihm diese Erkenntnis?

Die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ist gekennzeichnet durch eine Zwiespältigkeit der Bildung, durch das Absterben des Mittelalters und das Aufsteigen des Humanismus in Deutschland. Dieser Gegensatz der Zeitströmungen verbirgt sich auch bei Fabri nicht. Er selbst ist eine merkwürdige Mischung der verschiedensten Eigenschaften und Bildungselemente und in vieler Beziehung der Ausdruck seiner Zeit. Die Grundstimmung jener Epoche ist volkstümlich, und das fünfzehnte Jahrhundert ist ausgezeichnet durch eine grobe und materielle, aber weitherzige Lebensfreude, durch Derbheit und grobe Redeweise, durch die Freude am Rohen, z. B. Prügelszenen, durch Humor und durch eine deutsche Volkspredigt. Alle diese oder ähnliche Züge finden wir bei Fabri wieder. Daneben war die Masse im fünfzehnten Jahrhundert von einem tiefen religiösen Bedürfnis beseelt und die äußere kirchliche Frömmigkeit war vielleicht zu keiner Zeit allgemeiner verbreitet als am Vorabend der Reformation. Ein ausgedehnter Kult der Jungfrau Maria, der Heiligen und Reliquien führte zum Teil zu krankhaften Ausschreitungen und hatte die ursprüngliche Herzensfrömmigkeit stark veräußerlicht, vor allem beim Klerus selbst, der hinter der Pflege äußerer Frömmigkeitswerke seinen sittlichen Tiefstand verbarg. Ein anderer Teil des Klerus aber war tüchtig geblieben, und es fehlte nicht an Reformversuchen. Einer davon war die von Ludwig Barbo 1409 in Padua angeregte Klosterreformation, deren sittliche und religiöse Erfolge wir trefflich bei Fabri beobachten können. Fabri schildert uns die Verweltlichung des Klerus wie diese Klosterreform und ist selbst ein überzeugter Vertreter der letzteren, ein herzensfrommer Mann, wiewohl auch er die äußeren, oben beschriebenen Werke eifrig gepflegt hat. Jene Klosterreform aber, die nicht überall anhielt, hatte noch eine andere Folge: sie belebte die alte Klostergelehrsamkeit neu. Diese verbindet sich dann mit jener anderen, dem volkstümlichen Gesamtgeiste entgegengesetzten Kulturströmung des fünfzehnten Jahrhunderts, mit dem Humanismus.

Der Humanismus brachte vor allem eine Umwandlung in der Geschichtschreibung hervor, die auch bei Fabri wohl sichtbar ist: Ein neuer Inhalt tritt an die Stelle des in den mittelalterlichen Geschichtswerken üblichen; der Stoff wird umgestaltet, indem die Darstellung der Geschichte Ulms zum Nachdenken über die natürlichen Gründe der Entwickelung der Stadt führt; es werden die Punkte dargelegt, auf denen nach seiner Meinung die Bedeutung der Stadt Ulm seiner Tage beruhte. Als einer der ersten in Deutschland huldigt Fabri der für die italienischen Humanisten charakteristischen Neigung, die historisch begründeten Verfassungsformen einer Stadt systematisch zu schildern und den aufbauenden Elementen eines wirklichen Staatswesens nachzugehen; doch ist dabei ein gewisser Einschlag des Mittelalters, das gerne einen Idealstaat schilderte, nicht abzuleugnen. Antiker Einfluß ist bei Fabri eigentlich nicht weiter als in dem im Mittelalter noch üblichen Maße zu konstatieren, wenn die Antike auch einen breiten Raum bei ihm einnimmt. — Mit dem Erwachen der Wissenschaften steigert sich bei Fabri die Lust zu den abenteuerlichsten Etymologien, während er die Volksetymologien verachtet. Die neue humanistische Auffassung vom Wissenswerten in der Geschichte, mehr Geistesgeschichte, Aufzählung geistiger Größen und ähnliches, beobachten wir nur spurenweise auch bei Fabri. Mit den anderen älteren Humanisten teilt Fabri das Bedürfnis nach neuen Quellen, die Erweiterung des Begriffes der Quelle und das Hervortreten der Persönlichkeit des Verfassers, wie wir ja in früheren Kapiteln schon gesehen haben. Wenn aber ferner die Humanisten ein neuer Maßstab der Kritik auszeichnet, so finden wir bei Fabri erst Anläufe dazu; die alten Gründungsfabeln z. B. läßt er unangetastet, wobei wohl u. a. nationale Eitelkeit mitgespielt haben mag. Diese Fabeln über das alte Deutschland weist er gemeinsam mit anderen deutschen Humanisten auf, ebenso wie den starken Patriotismus auf der Grundlage des Stammesgefühls und den Sinn für das Volkstum; und wie jene, so verteidigt auch er das Deutschtum Karls des Großen. Fabri zeigt ferner den neuen Geist darin, daß er die Frage Enea Silvios nach den Grenzen des alten und neuen Deutschlands wieder aufnimmt, allerdings ohne diesen neuen Gedanken durchdenken zu können. Überhaupt hat er die Werke von italienischen Humanisten gekannt und mag von ihnen wohl die Empfindung für seinen eigenen Stil bekommen haben. Die gute Anordnung des Stoffes im Tractatus und das Gefühl für die Regellosigkeit und Unordnung in



den anderen Teilen seines Werkes verraten deutlich die Einwirkung des neuen Gesetzes. Er selbst berichtet kaum einiges wenige über einen Verkehr mit den schwäbischen Humanisten, die sich in Ulm gesammelt hatten (s. S. 53), hat aber Briefe Enea Silvios an Gregor Heimburg benützt.

Aber in einem Atem mit den humanistischen Schriften nennt er die mittelalterlichen unter seinen Quellen, ja er benützt letztere in unzweifelhaft stärkerem Maße, woran natürlich sein Leben innerhalb eines reformierten Klosters vielen Anteil trägt. Nicht nur seine Quellen zeigen seinen Gesichtskreis, sondern in noch manch anderem Punkte hängt er stark mit dem Mittelalter zusammen. Vor allem in der Kritiklosigkeit und dem Mangel an Komposition, wo er ja nur teilweise der neuen Richtung huldigt. Auch versteht er die Quellen nicht gegeneinander abzuwägen. Wiederholt hegt er den mittelalterlichen Begriff von der Übertragung des römischen bzw. griechischen Kaisertums auf Karl den Großen, eine Anschauung, mit der die Humanisten aufgeräumt haben. Nach der alten Auffassung durften die staatlichen und kirchlichen Einrichtungen kein neues Ding sein; je wichtiger sie dem Verfasser erschienen, um so ehrwürdiger mußten sie an Alter sein, eine Ansicht, die sich ja bei Felix Fabri genugsam nachweisen läßt. Wir finden auch Fälle, wo er ruhig festhält an dem obersten Gesetze der scholastischen Darstellung, an der Lückenlosigkeit und chronologischen Bestimmtheit der historischen Angaben. Nach alter Weise übt er weitgehend das System der Zitatenhäufung aus. Die Fabeln über das deutsche Altertum, besonders auch über die Kämpfe Cäsars mit den Schwaben, sind noch bei ihm wirksam. Der eigentliche Kuriositätenkram der mittelalterlichen Geschichte, die Berichte von Wundern, Hungersnöten, Pestseuchen, merkwürdigen Naturereignissen, nimmt einen breiten Raum bei ihm ein. Selbstverständlich ist keine Rede davon, daß er am System der mittelalterlichen Kirche rütteln werde.

So zeigt Fabri dasselbe Doppelantlitz wie die meisten anderen älteren Humanisten, ja er atmet so sehr den Geist jener ersten, noch scholastischen Periode des Humanismus in Deutschland, daß es stark zweifelhaft wird, ob er überhaupt den Humanisten zugezählt werden darf. So wie er uns aus seinen Werken entgegentritt, ist er allerdings nicht ohne den Humanismus denkbar, mag er auch nur unfreiwillig und unbewußt jenen neuen Geist in sich haben wirken lassen. Von einem wirklichen Erfassen des neuen Kulturideals und einem Sinn dafür kann bei Fabri

nicht gesprochen werden, angesichts der so deutlichen Opposition, die er der Antike entgegengesetzt hat und die so verständlich ist aus seiner ganzen frommen und doch weltoffenen Persönlichkeit heraus. Sie läßt das Lob berechtigt erscheinen, das einer der Mitpilger dem Ulmer Dominikaner ausstellte in einem Gedicht, wo er ihn den „Ruhm des ulmischen Landes“ nennt, eine Bezeichnung, die der bescheidene Mönch vergeblich aus jenem Gedichte getilgt wissen wollte (Evag. II, 500/501). Seine offenkundigen Schwächen sind von Früheren mehr unterstrichen worden als seine Vorzüge; doch haben ihn gar manche, mitunter ohne ihn zu nennen, später benützt, hauptsächlich wegen seiner Nachrichten über Ulm und über Volkskunde, u. a. auch der gelehrte Humanist Sebastian Frank aus Nürnberg. Wenn er auch Verbindung hatte mit den Humanisten zu Ulm und Männer von der dortigen Schule wohl gekannt hat, so spielt er doch, so weit wir sehen können, keine weitere Rolle für die Verbreitung der humanistischen Gedanken in Ulm, wollte dies ja auch gar nicht. Wichtig und wertvoll aber sind seine Persönlichkeit und seine Werke trotzdem für die Kenntnis des Geisteslebens wie für die mannigfaltigen anderen Zustände jener Zeit, vor allem in Ulm, aber auch in Deutschland und im Morgenland.



Band 8: Abt Heriger von Lobbes, 990–1007. Von **Oskar Hirzel.** [VI u. 44 S.] gr. 8. 1910. Geh. M. 1.80.

Der Verfasser gibt im ersten Teile seiner Arbeit einen kurzen Abriß der Geschichte des Klosters Lobbes. Es zeigt sich, daß die Entwicklung des Klosters erst im Zeitalter Herigers die Stufe erreichte, auf der ein gedeihliches Wirken aller Kräfte möglich war. Der zweite Teil, an dessen Anfang die spärlich überlieferten Nachrichten über Herigers Leben gestellt sind, handelt von der schriftstellerischen Tätigkeit Herigers. Sodann werden die in drei Gruppen gesonderten Schriften des Abtes besprochen. Im letzten Kapitel wird versucht, Herigers Geistesart und Bildung in seinen Werken zu kennzeichnen.

Band 9: Die Bettelorden und das religiöse Volksleben Ober- und Mittelitaliens im XIII. Jahrh. Von **H. Hefele.** [IV u. 140 S.] gr. 8. 1910. Geh. M. 4.80.

Die Arbeit will die religiöse Bewegung, die mit dem Auftreten der beiden großen Bettelorden gekennzeichnet ist, in ihrem Zusammenhang mit dem kulturellen und religiösen Leben der Zeit darstellen. Der Verfasser schildert neben Franz von Assisi und seinem Jüngerkreise auch andere italienische Heiligencharaktere als Typen des religiösen Zeitgeschmacks, behandelt dann Entstehung, Verbreitung und Tätigkeit der Orden, ihre Stellung im Volksganzen und ihren Einfluß auf das religiöse Volksleben und schließt mit einer Darstellung der großen religiösen Massenbewegungen der Jahre 1233 und 1260.

Band 10: Bischof Salomo III. von Konstanz, Abt von St. Gallen. Von **Ulrich Zeller.** [XII u. 108 S.] gr. 8. 1910. Geh. M. 4.—

Die Arbeit beschäftigt sich in ihren ersten Kapiteln mit der Jugendzeit Salomos; ausführlicher wird dabei auf das Verhältnis Salomos zu seinem Lehrer, Notker dem Stammler, eingegangen. Die folgenden Kapitel behandeln Salomos Tätigkeit als Abt und Bischof, wobei seine Bedeutung für die materielle und geistige Blüte St. Gallens hervortritt, dann seine politische Tätigkeit, in erster Linie den Kampf, den er als Vertreter des Reichsgedankens gegenüber den nach der Herzogsgewalt strebenden alemannischen Stammesgroßen zu führen hatte. Das letzte Kapitel ist den dem Abtbischof zugeschriebenen Werken gewidmet und beschäftigt sich besonders mit Salomos Gedicht über das Elend seiner Zeit.

Band 11: Die deutsche Reichsritterschaft in ihrer staatsrechtlich-politischen Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1495. Von **O. Eberbach.** [VIII u. 178 S.] gr. 8. 1913. Geh. M. 6.—

Dem seit Roth v. Schreckensteins längst veraltetem Buch immer nur in einzelnen Ausschnitten behandelten Gebiet widmet der Verf. eine gründliche Untersuchung, die sich zwar auf die staatsrechtliche politische Seite der Entwicklung beschränkt, sich aber über sämtliche reichsritterschaftlichen Territorien und die ganze Periode von den Anfängen bis zum Jahr 1495 erstreckt. Manche vergessene Urkunde wird hier wieder nutzbar gemacht und so dem künftigen Geschichtschreiber der Reichsritterschaft in wertvollster Weise vorgearbeitet.

Band 12: Individuelle Persönlichkeitsschilderung in den deutschen Geschichtswerken des 10. und 11. Jahrh. Von **R. Teuffel.** [II u. 124 S.] gr. 8. 1914. Geh. M. 4.—

Die Schrift versucht festzustellen, ob und in welchem Maße die Geschichtschreiber einer bestimmten Zeit des Mittelalters, nämlich des 10. und 11. Jahrhunderts, fähig waren, die geistige Eigenart einer bestimmten Persönlichkeit zu erfassen und darzustellen. Es werden zu diesem Zweck aus sämtlichen auch nur einigermaßen in Betracht kommenden geschichtlichen Werken dieser Zeit, insbesondere den Viten, die Stellen, die solche Auffassung zeigen, gesammelt und beurteilt, unter möglichst genauer Berücksichtigung der persönlichen und sachlichen Verhältnisse, unter denen der Verfasser schrieb. Die Schrift kommt so zu dem Ergebnis, daß sich auch für diese Zeit schon nicht geringe Spuren des sogenannten Renaissance-Individualismus nachweisen lassen.

Band 13: Das religiöse Volksleben am Ausgang des Mittelalters nach Augsburger Quellen. Von **J. Schairer.** [VII u. 136 S.] gr. 8. 1914. Geh. M. 4.—

Die Untersuchung gewährt von einem kultur- und wirtschaftsgeschichtlich, geographisch, politisch und kirchlich typischen und ergiebigen Punkte, der alten Reichs- und Bischofsstadt Augsburg, unter Heranziehung zahlreicher Städtechroniken, der bunten Menge der ersten Druckerzeugnisse, der Kloster- und Stiftungsgeschichten, der reichen Kunstproduktion, der Lebenshaltung des Klerus, des Hereinwirkens des Ablaßwesens, sowie endlich der außerkirchlichen religiösen Volksbewegungen einen Einblick in die psychologische Struktur des religiösen Volkslebens vor Beginn der Reformation und läßt letztere nicht nur als Folge des Ungenügens der Kirche, sondern noch mehr als positive Wirkung einer außerordentlichen religiösen Verinnerlichung weiter Volkskreise begreifen.

Band 14: Poggius Florentinus' Leben und Werke. Von **E. Walser.** gr. 8. 1914. (Unter der Presse.)

Die Biographie versucht, durch Zusammenfassung des bisher Bekannten und von Neufunden, besonders aber durch Einbeziehung der politischen, religiösen und literarischen Probleme des 15. Jahrhunderts ein neues Bild Poggio Bracciolinis und, insofern er als Typus der Bestrebungen seiner Generation gelten kann, auch des Frühhumanismus zu gewinnen. Der Anhang gibt 141 Dokumente (ungefähr zur Hälfte neu, so namentlich das nachgelassene Inventar seiner Bibliothek) und 120 von Poggio stammende oder an ihn gerichtete inedierte Briefe u. dgl. Es sind endlich Faksimiles seiner kalligraphischen, der lateinischen und italienischen Kurrentschrift beigefügt, sowie Miniaturen zur Lösung der Frage von Poggios Porträts und der Statue des Florentiner Doms.

Religionsgeschichte

Archiv für Religionswissenschaft. Nach Albrecht Dieterich. Unter Mitwirkung von H. Oldenberg, C. Bezold, K. Th. Preuß in Verbindung mit L. Deubner herausgegeben von R. Wünsch. XVII. Jahrgang. 1914. Jährlich 4 Hefte zu je etwa 10 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt M. 18.–

Über Wesen und Ziele der Volkskunde. – Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte. Von A. Dieterich und H. Usener. Geh. M. 1.80.

Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion. Von A. Dieterich. 2. Auflage. Geh. M. 3.60, geb. M. 4.–

Nekyia. Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse. Von A. Dieterich. Geh. M. 6.–

Agnostos Theos. Untersuchungen zur Formengeschichte religiöser Rede. Von Eduard Norden. Geh. M. 12.–, geb. M. 13.–

Wesen und Ursprung des Katholizismus. Von Rudolf Sohm. [Abhandlg. der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften.] 2. Neudruck. 1912. Geh. M. 2.40.

Kaiser Constantin und die christliche Kirche. Fünf Vorträge von Ed. Schwartz. Geh. M. 3.–, geb. M. 3.60.

Kosmas und Damian. Texte und Einleitung. Von L. Deubner. Geh. M. 8.–, geb. M. 9.–

Der heilige Theodosius. Von H. Usener. Schriften des Theodoros und Kyrillos. Geh. M. 4.–

Der heilige Tychon. (Sonderbare Heilige. I. Texte und Untersuchungen.) Von H. Usener. Geh. M. 5.–, geb. M. 6.–

Geschichte der Kirchenverfassung Deutschlands im Mittelalter. Von A. Werminghoff. Geh. M. 7.–

Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter. Von Albert Werminghoff. (Grundriß d. Geschichtswissenschaft. Reihe II, Abt. 6.) 2., stark vermehrte Aufl. Geh. M. 5.–, geb. M. 5.60.

Papsttum und Papstwahl im Zeitalter Philipps II. Von Paul Herre. Geh. M. 24.–, in Halbfranz geb. M. 27.–

Quellen und Forschungen zur Geschichte des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Herausgegeben von Wilhelm Gußmann. Band I: Die Ratschläge der evangelischen Reichsstände zum Reichstag von Augsburg 1530. 1. Teil: Untersuchungen. 2. Teil: Texte. Beide Teile zusammen, geh. M. 28.–, in Leinwand geb. M. 32.– (Einzeln sind die Teile nicht käuflich.)

Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung. Aus einer Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek herausgegeben von Ernst Kroker. Geh. M. 12.–, gebunden M. 14.–

